Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 14 1939

Erscheint
vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

ufnahme: Agfa-Bildarchiv

Amtliche Mitteilungen

Regelung des privaten höheren Schulwesens

Nachdem die Ueberprüfung der privaten höheren Schulen fast abgeschlossen ist, hat der Reichserziehungsminister angeordnet, daß in Zukunft nicht mehr zwischen anerkannten und nicht anerkannten höheren Schulen mit oder ohne Oeffentlichkeitsrecht zu unterscheiden ist. Genügt eine private höhere Schule den an sie zu stellenden Anforderungen, so wird sie in der Regel als den öffentlichen höheren Schulen gleichwertig anzuerkennen sein. Ist das nicht der Fall, so wird sie an den Erziehungsaufgaben des höheren Schulwesens nicht mehr mitwirken können. Nicht anerkannte höhere Privatschulen wird es künftig nur noch als Uebergangsform geben, die sich entweder in der Entwicklung zu einer anerkannten privaten höheren Schule befindet oder vor der Umwandlnug in eine andere Schulform oder vor der Auflösung steht.

Private höhere Schulen werden nur dann als gleichwertig anerkannt, wenn für sie ein öffentliches Bedürfnis besteht, die Gewähr für die nationalsozialistische Erziehung gegeben ist und wenn Erziehungsziel, Lehrplan, Lehrkräfte, räumliche Einrichtung und Ausstattung den gestellten Anforderungen entsprechen. Soweit es sich um eine Schule handelt, die eine Sonderaufgabe erfüllt, soll mit der Schule ein Heim verbunden sein. Bedingung ist ferner, daß der Unterhaltsträger der Schule der Reichsgemeinschaft deutscher Privatschulen e. V. angehört. Die Anerkennung der Gleichwertigkeit kann sowohl privaten Vollschulen als auch nicht voll ausgebauten privaten höheren Schulen erteilt werden, und zwar als Zubringeschulen dann, wenn sie die für diese Schulart geltenden Bedingungen erfüllen, sonst als Schulen mit Sonderaufgaben.

Die anerkannten privaten höheren Schulen führen in Zukunft die gleichen Bezeichnungen wie die öffentlichen höheren Schulen mit dem Zusatz „Privat", also z. B. „Private Oberschule für Mädchen, Hauswirtschaftliche Form", „Private Oberschule für Jungen (Klasse 1—5)". Ist die Anerkennung noch nicht erteilt oder wird sie entzogen, so darf in der Uebergangszeit bis zur Anerkennung oder Umwandlung oder Auflösung nur die Bezeichnung „Höhere Privatschule" unter Beifügung des Namens des Inhabers oder Unterhaltsträgers geführt werden. Die Schüler und Schülerinnen der anerkannten privaten höheren Schulen können ohne Ablegung einer Aufnahmeprüfung in die entsprechende Klasse einer anderen öffentlichen oder privaten höheren Schule übergehen. Der Uebergang darf aber nicht zu einem Zeitgewinn des Schülers führen. Die Zeugnisse entsprechen denen der öffentlichen höheren Schulen. Die als Vollschulen anerkannten privaten höheren Schulen erhalten das Recht zur Abhaltung der Reifeprüfung.

Die Anerkennung der privaten Vollschulen kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß ihnen Studienreferendare zur Ausbildung überwiesen werden können. Auch Studienassessoren können zur Beschäftigung an ihnen beurlaubt werden, jedoch unter Fortfall der Bezüge, aber unter Anrechnung der Urlaubszeit als ruhegehaltsfähige Dienstzeit.

Ueber die privaten höheren Schulen zur Vorbereitung Berufstätiger auf die Reifeprüfung werden noch besondere Bestimmungen ergehen.

SA-Wehrabzeichen Voraussetzung zur Reifeprüfung

Die Württembergische Landesregierung hat angeordnet, daß für alle in württembergischen Schulen abzulegenden Reifeprüfungen der Nachweis des Erwerbs des SA-Wehrabzeichens erbracht werden muß. Nicht nur wissenschaftliche Befähigung und charakterliche und politische Eignung sollen künftig den Abiturienten der höheren Schulen auszeichnen, sondern auch der Besitz des Abzeichens, das die Wehrfähigkeit des jungen Mannes feststellt. Die Anordnung soll im Frühjahr 1940 in Kraft treten. Die Schulen sind angewiesen, mit der SA-Gruppe Südwest und den zuständigen HJ-Führern Kurse für den Erwerb des SA-Wehrabzeichens gemeinsam zu veranstalten.

Eine Marinemusikschule

Zur Deckung des Bedarfs an Militärmusikern wird neben den bereits bestehenden Wehrmachtsmusikschulen in Bückeburg und Sondershausen nun auch eine Marinemusikschule in Frankfurt a. M. ins Leben gerufen. Sie wird ihre Tätigkeit am 1. April 1940 mit zunächst hundert Schülern aufnehmen. Die Ausbildung erfolgt in einem dreijährigen Lehrgang der vierzehnjährigen Volksschüler. Die Schüler der Musikschule der Marine tragen die Uniform der Marine-Hitler-Jugend, in die sie eingegliedert sind.



Bisher hat die NS-Volkswohlfahrt 5787 Dauerkindergärten errichtet.

Wer spricht plattdeutsch — wer hochdeutsch?

Das Niedersächsische Wörterbuch hat unter dem Motto: „Wer spricht plattdeutsch — wer hochdeutsch?" im Regierungsbezirk Hildesheim, in Oldenburg und in Braunschweig eine Erhebung veranstaltet, die den Bestand bzw. das Zurückweichen des Niederdeutschen vor dem Hochdeutschen forschungsmäßig erkunden soll. Nachdem diese Untersuchung erfolgreich abgeschlossen ist, wird sie nunmehr auch im Regierungsbezirk Hannover unter Förderung durch die Lehrerschaft durchgeführt.

Schon 475 000 Postsparbücher

Im April sind 77 700 Postsparbücher ausgestellt worden, so daß nunmehr seit Aufnahme des Postsparkassendienstes zu Beginn dieses Jahres 475 000 neue Postsparbücher eingerichtet worden sind. Auf diese Bücher sind bisher 71,2 Millionen Reichsmark eingezahlt und 18,5 Millionen Reichsmark ausgezahlt worden. Der tägliche Einlagezuwachs beträgt etwa 719 000 RM. Auf den neuen Postsparbüchern war Ende April ein Guthaben von 52,7 Millionen RM vorhanden, auf ein Postsparbuch entfällt demnach zur Zeit ein Durchschnittsguthaben von 111 RM. Einschließlich der bereits vor Ausdehnung des Postsparkassendienstes auf das Altreich in der Ostmark ausgestellten Postsparbücher beträgt die Zahl der Postsparbücher des Postsparkassenamtes in Wien mehr als 880 000 mit einem Guthaben von 151,7 Millionen RM.

Neuer Studienzweig — Diplom-Holzwirt

Generalforstmeister Staatssekretär Alpers sprach in Graz über die Bedeutung des Waldes und des Rohstoffes Holz für die deutsche Wirtschaft. Es gelte nicht nur die gesamte Holzwirtschaft in die gesamte Forstwirtschaft zu erfassen, sondern auch beide in einen Zusammenklang zu bringen, der für die Gesamtwirtschaft wünschenswert ist. Dazu müsse die gesamte Forst- und Holzwirtschaft auf die nationalsozialistische Wirtschaft eindeutig ausgerichtet werden. Ferner müsse die höchstmögliche Leistungssteigerung der deutschen Wald- und Holzwirtschaft sichergestellt werden. Dazu sei auch die Weiterbildung der Betriebsführer und Beamten in ihrem Fache notwendig. Aus diesem Gesichtspunkte heraus sei von Reichsforstmeister Generalfeldmarschall Göring an der Hochschule Eberswalde ein sechssemestriger Lehrgang für die Holzwirtschaft geschaffen worden. Nach erfolgreicher Absolvierung dieses Lehrganges trage der Absolvent den Titel Diplom-Holzwirt.

gesammelt« werden. Wie das gemacht wird? Nun: am Anfang steht das Forschen oder Nachdenken. Nehmen wir uns als Beispiel einmal das letztgenannte Thema vor: »Was lehrt uns der Herbst?« Was lehrt er uns denn? Daß bald der Winter kommt! Daß wir uns eindecken müssen! Daß für viele Menschen die Zeit der Not beginnt! Auch für die Tiere! Daß nur der ernten kann, der gesät, gepflanzt und gepflegt hat! Daß alles, was wächst, blüht und Frucht trägt, sterben muß! Daß ohne Gottes Segen keine Ernte gedeiht! Daß bei der jetzigen Ernte schon an die künftige gedacht werden muß! Daß ein Bauernjahr zu Ende ging! usw. Solche Bemerkungen — Stichpunkte! — stehen als Ergebnis des Nachdenkens — Stoffsammelns! — auf einem Zettel. Nun kommt die nächste Arbeit: das Ordnen des Stoffes, denn ein Aufsatz soll nicht aus Gedankensprüngen bestehen, sondern eine flüssige Abhandlung sein, in der sich ein Gedanke folgerichtig — logisch! — dem vorhergehenden anschließt. Und so ordnen wir, und dabei entsteht aus den Stichpunkten das „Gerippe" des Aufsatzes: Einleitung: Der Herbst zieht ins Land. Woran erkennen wir's? — Was lehrt es uns? Ein Bauernjahr ging zu Ende. Nur der aber darf ernten, der gesät usw. hat. Alle Mühe vergeblich, wenn nicht der Segen des Allmächtigen. Also: Erntedank! Bedeutung des Bauernstandes für Volk und Staat! Bückeberg! Auf den Herbst folgt der Winter. Also! eindecken! An die denken, die es nicht können! WHW.! Auch an die Tiere denken! Herbst: Die Zeit des großen Sterbens in der Natur. An den eigenen Tod denken! Aber nicht in solchen Gedanken erstarren. Bauernbeispiel — sie bereiten schon künftige Ernte vor! — lehrt uns, an ewige Volkskraft und ewiges Leben in völkischer Erneuerung glauben, usw. Und nun erst beginnt die schriftliche Gestaltung der in Richtpunkten festgelegten Gedanken, die Ausarbeitung des Aufsatzes. Aus den andeutenden Notizen sollen nun flüssige, gedanklich klare und schöne Satze werden. Das Ausarbeiten erfordert nicht weniger Mühe als die gekennzeichnete Vorarbeit; denn für den gleichen Begriff immer wieder neue Bezeichnungen finden, ist wirklich nicht leicht, macht aber erst das Lesen eines solchen Aufsatzes zu einem Vergnügen. Vor der Reinschrift soll der Aufsatzverfasser oder die Aufsatzverfasserin ja nicht verabsäumen, den Entwurf sich oder — besser! — jemand anders laut vorzulesen. Zur Reinschrift braucht wohl nichts gesagt zu werden: Fehlerlos, sauber und sorgfältig soll sie sein, daß sich auch rein äußerlich die Arbeit empfiehlt . . .

„Vielleicht ist es angebracht, noch auf eine weitere Gruppe unter den Aufsatzthemen hinzuweisen, nämlich auf die sogen. Sprichworterklärungen, die dann und wann einmal als Denk- und als Uebungen im schriftlichen Ausdruck vom Schüler als Aufsatz gefordert werden. Hier soll nach der einleitenden Worterklärung und dem Hinweis, daß diesem Wort eine gleichnishafte Bedeutung innewohnt, der Schüler an Hand möglichst selbsterlebter Begebenheiten die Richtigkeit der im Sprichwort ausgesprochenen Behauptung beweisen . . .

„Sehen Sie, so etwa — wie gesagt: etwa! — denkt sich die Schule die Anfertigung eines Aufsatzes, und so bittet sie auch das helfende Elternhaus, dieses »Schmerzenskind unter den Schularbeiten« sehen zu wollen: Immer wird die eigene Arbeit des Kindes gefordert, das Kind soll sich mühen, soll um die Gestaltung ringen und endlich, ermutigt durch den Erfolg seines Mühens und freundliche Anerkennung seines redlichen Fleißes, zu einem eigenen Stil gelangen und befähigt werden, seinen Gedanken in ebenso klarer wie gefälliger Form schriftlichen Ausdruck zu verleihen. Hier über das offenbare Fehlen ehrlichen Mühens hinwegzusehen und etwa bloß die schöne Schrift zu zensieren, hieße dem letzten Sinn des Aufsatzes und seiner Bedeutung für die Gesamterziehung des Kindes nicht gerecht werden."

Unsere Rechenstunde

(Schlußrechnung zweiter Teil)

Wir wiederholen die „Schachtmeisteraufgabe" aus dem vorigen Heft der „Reichs-Elternwarte": Auf verschiedenen Bauabschnitten der Reichsautobahn beschäftigen unter gleichen Bedingungen die vier Schachtmeister

A 36 Arbeiter — 20 Tage
B 25 Arbeiter — 24 Tage
C 35 Arbeiter — 16 Tage
D 48 Arbeiter — 15 Tage

Es werden 13 000 RM. Löhne insgesamt gezahlt. Wieviel bekommt jeder Schachtmeister für seine Arbeiter? —

Lösung: Arbeitskraft mal Zeit — ein Arbeitertagewerk! — ist hier die Einheit. Wir erledigen die Nebenaufgabe: Wieviel Einheiten (Arbeitertagewerke) fallen auf jeden Schachtmeister? Schachtmeister A mit 36 Arbeitern für 20 Tage hat Lohn für 36 mal 20 Arbeitstagewerke (= 720) zu verlangen; Schachtmeister B für 25 mal 24 (= 600); Schachtmeister C für 35 mal 16 (= 560) und Schachtmeister D für 48 mal 15 (= 720) Arbeitstagewerke Lohn. Zusammen sind das 2600 Arbeitstagewerke (bzw. Arbeitertagewerke oder „Einheiten") für 13 000 RM Lohn. Nunmehr ergibt sich eine Aufgabe der einfachen, geraden Schlußrechnung: Schluß von einer Mehrheit auf eine andere Mehrheit! Wir können nun leicht in jedem Einzelfall über die Einheit schließen: Eine Arbeitseinheit = 13 000 RM: 2600 = 5 RM. Demnach erhält

Schachtmeister			
A	für seine Arbeiter 720 mal 5 RM	=	3600 RM
„ B	für seine Arbeiter 600 mal 5 RM	=	3000 RM
„ C	für seine Arbeiter 560 mal 5 RM	=	2800 RM
„ D	für seine Arbeiter 720 mal 5 RM	=	3600 RM
	2600 Arbeitertagewerke	=	13000 RM

Hilfe bei der Schularbeit
Der Hausaufsatz

muß, mit seinem Aufsatz eine wirkliche Leistung zu vollbringen, und das heißt, daß er im Aufsatz nicht bloß eine Schularbeit sieht, die heute zwar Kopfzerbrechen bereitet, morgen jedoch, d. h. nach der Kontrolle durch die Schule, nichts mehr auf sich hat. Selbstdisziplin insofern, als der Schüler sich von dem Augenblick an, da er an die Bearbeitung des ihm gestellten Themas geht, in Zucht nehmen muß: beim Zusammentragen des »Stoffes«, der den »Inhalt« des Aufsatzes ausmacht, beim Ordnen dieses Stoffes, beim Ausarbeiten, d. h. bei der schriftlichen Darstellung seiner Gedanken, und letztlich auch beim »Einschreiben« des Aufsatzes. Nie darf sich der Schüler »gehen lassen«. Die Frage: »Gehört dies oder jenes zum Thema?« muß unerbittlich gestellt und beantwortet werden, und bei der Darstellung, beim Niederschreiben des als zum Thema gehörend Erkannten soll weder dem Gassenjargon noch einer unkindlich gespreizten Sprache Raum gewährt werden; der Schüler soll im Aufsatz »er selber« sein, ohne dabei seine Verantwortung gegenüber seiner Aufgabe und seiner Muttersprache zu vergessen.

„Wer deshalb seinem Kinde beim Aufsatzschreiben helfen will, soll ihm zunächst Mut zum eigenen Denken und Gestalten machen. Damit tritt er am besten der stereotypen Klage aller aufsatzschreibenden Kinder entgegen: »Ich weiß nicht, was ich schreiben soll!« Diese Klage würde viel richtiger heißen: »Ich bin zu faul, über das Thema angestrengt nachzudenken«, oder: »Ich getraue mir nicht zu, meinen Gedanken den richtigen Ausdruck geben zu können.«

„»Sprich und schreibe, wie dir der Schnabel gewachsen ist!« lautet hier die Ermunterung helfender Eltern, womit etwaigen sprachlichen Entgleisungen, etwa der Anwendung häßlicher Redewendungen, wie sie wohl auf der Straße üblich sind, noch nicht das Wort geredet zu sein braucht. Ausdrücke, die Hans oder Grete nicht ohne Zurechtweisung im Gespräch mit Vater oder Mutter gebrauchen dürfen, gehören auch nicht in einen Aufsatz, der u. a. auch der sprachlichen Vervollkommnung, der Uebung im anständigen Gebrauch der Muttersprache, dienen soll. Ebensowenig dürfen in einem Aufsatz Formulierungen vorkommen, die dem Sprachkönnen seines Schreibers nicht entsprechen, sondern den helfenden Erwachsenen verraten. Der zwölfjährige Wolfgang wird also, wenn er beispielsweise über seine Erlebnisse in einem Wanderzirkus schreiben soll, nicht sagen: »Was ich da sah, war großer Mist«, auch nicht: »Das uns dort Gebotene entsprach durchaus nicht meiner Geschmacksrichtung«, sondern ganz schlicht: »Die Vorführungen im Zirkus haben mir nicht gefallen.«

„Vielgestaltig wie die Erscheinungen in der uns umgebenden Welt sind die Aufsatzthemen, die die heutige Schule ihren Zöglingen zur Bearbeitung aufgibt. Darum ist es unmöglich, den helfenden Eltern ein Rezept für die Bearbeitung in die Hand zu geben. Das widerspräche ja auch dem Sinn des Aufsatzes oder der Niederschrift, die individuelle, d. h. eigene und dem Kind gemäße Gestaltung einer Aufgabe zu sein. Dennoch will ich einmal — ohne irgendwelchen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben — die Aufzählung gewisser Thementypen versuchen und zeigen, wie sich die heutige Schule etwa ihre Bearbeitung denkt. — „Da ist zunächst der Erlebnisbericht. Was von ihm zu verlangen ist, ist schon im großen und ganzen gesagt worden. Obenan muß die Wahrhaftigkeit stehen. Nur was der kleine Aufsatzschreiber selber erlebt, gesehen, gehört, gedacht oder empfunden hat, gehört in diesen Bericht. Und die elterliche Hilfe kann hier nur im Ermuntern zum Nachdenken »Wie war es doch?« und »Was geschah da wohl?« bestehen und nach der Niederschrift des Berichtes in einem Hinweis auf die Stellen, an denen wohl noch die sprachliche Feile anzusetzen sei, wohlgemerkt: von ihm selber anzusetzen sei.

In einem gewissen Gegensatz zu dem Erlebnisbericht steht die Nacherzählung. Hier steht der Inhalt des Aufsatzes fest. Eine Erzählung aus dem Lesebuch oder eine Geschichte, die der Lehrer erzählt hat, soll das Kind mit seinen eigenen Worten wiedergeben. Die Aufgabe ist so eindeutig wie der Zweck, den die Schule mit ihr verbindet. »Uebung in der schriftlichen Darstellung« heißt er. Und auch hier darf der helfende Vater oder die helfende Mutter dem Kind nicht einfach die Sätze vorsprechen, sondern sie sollen sich von dem kleinen Jungen oder Mädel, die »keinen Anfang wissen«, zunächst einmal oder mehrere Male die kleine Geschichte vorerzählen lassen. Schon hierbei können sie auf sprachliche Ungewandtheiten oder Nachlässigkeiten aufmerksam machen. Dem Kind wird es nun nicht schwer oder doch wenigstens leichter fallen, die Geschichte aufzuschreiben. Den die Arbeit überwachenden Eltern sei hierbei geraten, nicht müde zu werden, das Kind zum Finden immer neuer eigener Ausdrücke und Redewendungen zu veranlassen; denn gar zu leicht plappert hier der Mund oder schreibt hier die kleine Hand wörtlich Sätze aus dem oft halb auswendig gekonnten Lesestück nach. Und das ist nicht der Sinn der Uebung . . .

„Eine Sonderstellung unter den Aufsatzthemen nehmen die ein, bei denen sich der Aufsatzschreiber erst den Inhalt erarbeiten muß und bei denen der Inhalt erkennbar im Vordergrund steht, ohne daß natürlich auch die Darstellung vernachlässigt werden darf. Man könnte diese Aufsätze als kleine wissenschaftliche Abhandlungen bezeichnen, wobei wir betonen, daß sie es nicht etwa sein sollen. Sie stellen die Auseinandersetzung eines Kindes mit einem Begriff oder einer Lebenserscheinung dar und setzen eine gewisse Reife und Urteilskraft, ja auch ein Wissen voraus. Unter diese Rubrik fallen Themen wie: »Wie sorgt der neue Staat für die Ertüchtigung seiner künftigen Bürger?« oder »Was kann ich zur Erfüllung des Vierjahresplanes beitragen?« oder »Weshalb feiern wir den 1. Mai?« oder — ein anderes Stoffgebiet — »Weshalb nennt sich Wilhelm Tell mit Recht ein Mann der Tat?« oder — wieder ein anderes Stoffgebiet — »Was lehrt uns der Herbst?« u. ä. Hier ist vor der schriftlichen Gestaltung der Abhandlung zunächst eine Erarbeitung des Inhalts notwendig; es muß »Stoff

Hilfe bei der Schularbeit

Der Hausaufsatz – das Familienübel

Er ist und bleibt das Schmerzenskind unter den Hausaufgaben. Ganz gleich, ob er während der ersten Schuljahre den bescheideneren Namen „Niederschrift" trägt oder später als „deutscher Aufsatz" gekennzeichnet wird. Er ist und bleibt das Schmerzenskind. Und nirgendwo — so lautet wenigstens die landläufige Meinung — ist es so schwer, den Lehrer zufriedenzustellen, nirgendwo zeigt dieser weniger Verständnis für Schüler- und — Elternsorgen als beim Aufsatz.

Da hatte der zwölfjährige Wolfgang einen fünf Seiten langen Aufsatz über das Thema „Unser Besuch im Landesmuseum" geschrieben. Pikfein hatte er das unter Vaters Aufsicht gemacht, in tadelloser Schrift und ohne Fehler. Beides, die Schrift und die Fehlerlosigkeit, hatte der Lehrer in seinem Urteil auch anerkannt, aber trotzdem hatte das Gesamturteil „5" gelautet. Wolfgang kam heulend aus der Schule, und der Vater ging „hoch" über „solche Ungerechtigkeit". Und er tat, was in solchem Falle der Nichtübereinstimmung von Eltern- und Lehrermeinung alle Väter tun sollten: er ging zum Lehrer, um sich Aufklärung zu holen.

Wie der Lehrer dazu käme, eine so saubere Arbeit „mangelhaft" zu nennen, wollte er teils ärgerlich, teils wirklich neugierig wissen. Der Lehrer ließ in seiner ersten Antwort durchblicken, daß er der Meinung sei, die tadellose Schrift und die Fehlerfreiheit sei wohl weniger Wolfgangs als des Vaters Verdienst. Das mußte der Vater zugeben, er versicherte aber, daß der Inhalt und die Darstellung ganz und gar auf Wolfgangs Konto kämen; jeden Gedanken im Aufsatz habe Wolfgang selber gehabt und jeden Satz selber geformt.

„Das will ich schon glauben", meinte da der Lehrer, „denn der Inhalt und die Darstellung sind bei aller Anerkennung etwaigen Fleißes schlecht. Sehen Sie, das Thema hieß »Unser Besuch im Landesmuseum«. Suchen Sie sich doch aus Wolfgangs Aufsatz einmal *die* Sätze heraus, die von diesem Besuch handeln! Bitte, hier stehen sie: »Und dann kamen wir an das Museum. Wir mußten jeder 10 Rpf Eintritt bezahlen. Im Museum sahen wir viele alte Sachen von früher. Am besten hat mir die Folterkammer gefallen. Dann waren da noch ausgestopfte Tiere. Das Museum ist jeden Tag von 10 bis 15 Uhr geöffnet. Am Montag ist das Museum geschlossen. Schüler und Soldaten haben ermäßigte Preise. Das Museum ist aus Backsteinen erbaut. Um ¾3 sind wir aus dem Museum herausgegangen.« — Diese zehn Sätze handeln wirklich von dem gestellten *Thema*. Sie werden selber zugeben, daß Wolfgang hier kein Meisterstück geleistet, sondern am Thema vorbeigeredet hat. Er begnügt sich damit, die Fülle des Gesehenen mit »viele alte Sachen von früher« zu bezeichnen. Das zeigt mir, daß Wolfgang trotz seiner fünf vollgeschriebenen Seiten nicht fleißig ist; er war zu bequem, noch einmal über die Dinge nachzudenken. Nur was sein ganz besonderes Interesse erregte, die Folterkammer und die heimische Tierwelt, das erwähnt er. Dabei kann er sich nicht herausreden, er habe alles andere vergessen, oder die Vielheit habe ihn verwirrt; denn ich habe sparsamst nur auf das Wichtigste und auf das für meine Jungen begrifflich Faßliche aufmerksam gemacht, nur drei Abteilungen galt unser Interesse, das ich durch systematische Besprechung der dort aufgestellten Zeugnisse aus der Vergangenheit wachrief und vertiefte. Mit ein wenig Nachdenken hätte Wolfgang hier eine eindrucksvolle Schilderung liefern können. Aber was tut er? Er schreibt, was ihm ohne langes Ueberlegen einfällt: »Um ¾8 Uhr mußten wir auf dem Schulhof antreten. Dann marschierten wir zum Bahnhof. Wir gingen durch die Wilhelmstraße, durch die Breite Straße, durch die Straße der SA. und durch die Bahnhofstraße. Wir mußten auf dem Bahnhof bis 8.17 Uhr warten. Unser Zug fuhr dann 8.17. Wir sind Nichtraucher gefahren. Im Zug waren viele Leute. Das Fahrgeld beträgt 65 Pfennige. Um 9.11 Uhr waren wir auf dem Bahnhof in H. Wir mußten vor dem Bahnhof antreten. Dann sind wir losmarschiert usw.« Lauter Belanglosigkeiten sind das, Selbstverständlichkeiten, die mit dem eigentlichen Thema nur lose im Zusammenhang stehen, und die nur dann eine ausführliche Behandlung rechtfertigen würden, wenn das eigentliche Thema entsprechend ausführlich, also noch weit ausführlicher, behandelt worden wäre. Hier hätte ein Satz »Wir sind mit der Eisenbahn nach H. gefahren« genügt. Ein Aufsatz will zur straffen Ordnung der Gedanken erziehen. Diese straffe Ordnung läßt Wolfgang vermissen. Er »redet«. Und nicht einmal interessant. Wievielmal gebraucht er in den wenigen Sätzen die Wendung »mußten wir«, wie oft kommt das Flickwort »dann« vor? Geben Sie nun zu, daß Wolfgangs Aufsatz »mangelhaft« ist?"

Der Vater gab es zu. Aber er wollte nun etwas über die Kunst des Aufsatzschreibens wissen, auch darüber, wie man wohl seinen Kindern beim Aufsatzschreiben helfen könne, ohne mit den heutigen Gepflogenheiten und Ansichten der Schule in Konflikt zu geraten.

„Aufsatzschreiben ist gar keine Kunst, die, wie wirkliche Kunst, eine besondere Veranlagung voraussetzt", entgegnete der Lehrer. „Das Aufsatzschreiben kann durchaus erlernt werden. Allerdings gehört hierzu der gute Wille und ein hohes Maß von Selbstdisziplin. Guter Wille insofern, als der Schüler bemüht sein

fen, läßt sich für die Zukunft dieses oder jenes Kindes viel eher der richtige Weg finden als im Gespräch mit einer überbesorgten und verängstigten Mutter.

*

Die Zeit, in der das Kind von Natur aus keine so natürlich fundierten Beziehungen zum Vater gewinnen kann, wie sie zwischen ihm und der Mutter bestehen, währt nicht ewig. Wenn der Junge aus dem „Märchenalter" herauswächst, wenn er versucht, mit den Dingen des realen Lebens in ein Verhältnis zu gelangen, wenn ihm der Kuß der Mutter „vor allen Leuten", besonders aber vor den Kameraden, peinlich wird, dann sucht er den Vater, dessen führende Hand innerhalb des Familienverbandes ihm allmählich bewußt wird. Er begreift, weshalb der Vater tagsüber von der Familie fernbleiben muß; er ahnt, was es mit dem Gelde auf sich hat, das dieser seinen Arbeitslohn nennt und das die wirtschaftliche Grundlage der Familie bildet. Er verehrt den Vater, begeistert sich für seine Arbeit und sein Können und ist unbändig stolz, wenn ihn der Vater an seiner Arbeit teilnehmen läßt oder ihm einen Einblick in diese gewährt. Darf hier ein Vater seinem Kinde ausweichen?! Ist hier nicht der Augenblick gekommen, es ganz allmählich in die Lebenspraxis einzuführen und es zur Lebenstüchtigkeit zu erziehen?! Hier liegt geradezu **die** Erziehungsaufgabe des Vaters, die nur **er** erfüllen kann. An ihr vorübergehen — etwa mit der Bemerkung: „Dazu habe ich keine Geduld!" oder „Dazu ist das Kind noch zu dumm!" oder „Nicht einmal zu Hause hat man seine wirkliche Ruhe!" — heißt eine Vaterpflicht verabsäumen.

Sohn und Tochter brauchen den Vater; ihre Erziehung ganz und gar der Mutter überlassen, bedeutet die Ausschaltung eines unersetzlichen Erziehungsfaktors. Und nicht nur in der Zeit, in der sich beide in Verehrung seiner ihnen deutlich gewordenen Ueberlegenheit und seiner Stellung als Schirmherr der Familie und der Sippe zu ihm hingezogen fühlen, brauchen sie den Vater, sondern gerade dann, wenn sie, flügge werdend, den Glauben an die Unfehlbarkeit des Vaters aufgeben, wenn sie sich ihm zunächst gewachsen, dann überlegen glauben und — unbotmäßig werden. Das ist eine Erscheinung, die bisher noch an jedem gesunden Jungen oder Mädel, besonders natürlich an jedem Jungen, zu beobachten war, und die in der Pubertät ihre organische und psychische Erklärung findet. Wehleidige Griesgrame, die entweder nie jung und Himmelsstürmer waren oder es längst vergessen haben, daß auch sie einst eine Sturm- und Drangzeit erlebten, sind hier schnell mit der Behauptung bei der Hand, was man an den Jugendlichen beobachte, sei ein bedenkliches „Zeichen der Zeit" und eine „Verfallserscheinung", die es „früher" nicht gegeben habe. Aber sie irren. Der Konflikt zwischen Vater und Sohn ist so alt wie die Geschichte der Menschheit. Und in dieser kritischen Zeit dem Sohn zurückhaltend und doch führend, verstehend und doch streng ein ebenso kluger wie liebevoller Helfer zu sein, heißt dem Staat einen neuen Bürger zuführen und ist wohl die schönste, aber auch die schwerste aller dem Vater im Rahmen des Familienverbandes zufallenden Erziehungsaufgaben.



Aufnahmen:
Dr. Weskamp
Hans Retzlaff
Otto Reitemeier
Hertzberg-Mauritius
Adolf Schmidt



Der oben geschilderte Fall mag „gröblich übertrieben" genannt werden. Er enthält aber die typischen Kennzeichen der Atmosphäre, die in fast jeder Familie den Vater umgibt. Und die nach Lage der Dinge gar nicht so unnatürlich oder unerklärlich ist, wie es im ersten Augenblick der Betrachtung den Anschein haben mag.

So greifbar nahe, wie die Mutter im Lebenskreis des Kindes steht, so wenig plastisch sieht dieses in den meisten Fällen die Tätigkeit des Vaters. Vom Morgen bis zum Abend sieht sich das Kind von der Mutter umsorgt, die Mutter erteilt ihm den ersten Unterricht, sie lehrt ihm den Gebrauch seiner Glieder, sie lehrt es sprechen und denken, sie unterweist ihr Kind in Sitte und Anstand. Sie führt es, wenn die Zeit hierfür gekommen ist, zur Schule und trägt und teilt mit ihm seine Sorgen. Der Vater jedoch bleibt für den allergrößten Teil des Tages für das Kind unsichtbar. Kommt er von der Arbeit nach Hause, dann ist er — manchmal tut er allerdings nur so! — müde und abgespannt und zur Entgegennahme all der kleinen Vertraulichkeiten, der Wünsche und Sorgen, die das Kind vielleicht für ihn bereit hat, wenig aufgelegt. Es bleibt zwischen ihm und den Kindern ein Gefühl des Fremdseins, zum mindesten jedoch entwickelt sich in den meisten Fällen nicht das innige Verhältnis, wie es zwischen Mutter und Kind in jedem Falle besteht. Der Vater bleibt eine Respektsperson, deren Zufriedenstellung einen Teil des Familienprogramms darstellt und — zu einem Zerrbild des Familienlebens werden kann, in dem der Vater die oft in Witzblättern karikierte Figur des brummigen Familienmonarchen abgibt.

Aber im Ernst: für das Kind steht der Vater im Schatten des Familienbildes. Und wenn er sich selber darin g e f ä l l t, dann vernachlässigt er sträflich seine Vaterpflichten. Denn diese bestehen wirklich nicht nur darin, daß er für die wirtschaftlichen Grundlagen des Haushaltes und der Kindererziehung sorgt, auch nicht nur darin, daß er dann und wann mit einem „heiligen Donnerwetter" — so nennt er's! — die Kinder zurechtstaucht: auch er hat, genau wie die Mutter, konsequent und nicht bloß gelegentlich seinen Beitrag zu der Erziehung seiner Kinder zu leisten.

*

Seltsam! — was für verkehrte, ja geradezu verdrehte Vorstellungen viele Väter von der Erziehung haben! Für sie erschöpft sich der Begriff in der Ahndung der kindlichen Vergehen, im Bestrafen, und im möglichst strengen sogar, wie es die Mutter nicht fertigbringt. Und doch ist dieses Ahnden, dieses Bestrafen nur ein Teilgebiet der Erziehungspraxis. Das allerüberflüssigste sogar, sofern nämlich das Hauptgebiet, die positive Erziehung, das „Heraufziehen" des Jugendlichen zur sittlichen Höhe, zu gesellschaftlicher Vollkommenheit, zu den Tugenden des Fleißes, der Pflichttreue, des Wohlverhaltens, des Gemeinschaftsempfindens, der Wahrhaftigkeit, der Opferbereitschaft, Vaterlandsliebe usw. recht gepflegt wurde. Kann bei der Größe und Bedeutung dieser Aufgabe ein Vater bequem und teilnahmslos beiseitestehen und die gesamte Verantwortung der Mutter überlassen?! Kann er sich da hinter seiner Müdigkeit, seinen Geschäftssorgen und seinem Erholungsbedürfnis verschanzen, wenn es um die Zukunft seiner Kinder und — das sollte jeder Vater im heutigen Staate wissen und bedenken! — die Erziehung der künftigen Träger des Staates geht?!

Wenn in der Schule irgend etwas mit Klaus oder Peter nicht klappt, geht die M u t t e r zum Lehrer, um sich Aufklärung oder Rat zu holen. Weshalb eigentlich nie der Vater? Er habe keine Zeit, behauptet er, ihn rege die ganze Geschichte viel zu sehr auf, und um was alles er sich denn noch kümmern solle! Ist das „Haltung"? Sieht das nicht ganz bedenklich nach Feigheit und Drückebergerei und mangelndem Verantwortungsgefühl aus? „Keine Zeit!" — Den ganzen Abend am Hühnerstall zu basteln und den ganzen Sonntag an der neuen Pumpe im Schrebergarten — dazu hatte der Vater Zeit. Sind ihm denn seine Kinder weniger wert als seine Hühner und seine Kohlköpfe?! Ganz davon zu schweigen, daß es in vielen Fällen gut, ja sogar besser ist, wenn sich der Vater mit dem Lehrer ausspricht anstelle der Mutter. Manche Enttäuschung am Schuljahrsschluß bliebe ihm erspart, und „unter Männern" läßt sich manchmal eine dumme Geschichte viel eher aus der Welt schaf-

ja nur einmal nachzuforschen, wer denn wirklich den jungen Rosenstock umgebrochen habe — angeblich tat es der Wind oder ein fremder Hund! — und er brauchte sich ja nur einmal die Schulhefte zeigen zu lassen, um festzustellen, wie wenig Mutters Meldung sich mit der Wahrheit deckt.

Aber das tut der Vater nicht. Warum wohl nicht? Ist er wirklich so ahnungslos? Wohl kaum! Aber er will seine Ruhe haben und glaubt Anspruch darauf erheben zu dürfen. Sein Tag im Geschäft oder in der Werkstatt war ausgefüllt mit Anstrengungen, Aufregungen und Aerger, Dinge, von denen nach seiner Meinung die Frau nichts weiß, und die deshalb die praktische Seite der Kindererziehung allein übernehmen könne. Seine Pflicht als Vater sei mit der „Kontrolle" (s. o.!) der Erziehung erfüllt. So argumentiert der Vater, und er bedenkt dabei nicht, in welche Rolle er sich dadurch hineindrängen läßt und — wie gröblich er seine natürlichen Pflichten vernachlässigt.

Und die Mutter bestärkt ihn darin, indem sie allen Familienärger von ihm fernhält, indem sie ihm immer nur den Sonntag im Familienleben vorgaukelt und — ihm das „Vater-sein" unmöglich macht. (Um sich nachher darüber zu beklagen, wie wenig Unterstützung bei der Kindererziehung sie durch den Vater erfährt!)



Schmied aus Kärnten

Der Vater als Erzieher

Von Alfred Thiemann





„Vater werden ist nicht schwer,
Vater sein, dagegen sehr!"

So behauptet Wilhelm Busch unter begeisterter Zustimmung aller Väter und — Mütter.

Erstere meinen allen Ernstes, die Last der auf ihnen ruhenden Verantwortung sei so groß, daß sie von ihr fast erdrückt würden; letztere legen dem geflügelten Wort einen ironischen Sinn unter und behaupten, daß diese Last zumeist nur in der Einbildung der Väter bestünde und daß diese von der Last der Verantwortung nicht erdrückt würden, sondern sich feige und bequem vor ihr drücken wollen: als Vater Haltung zu zeigen, fiele dem Manne eben schwer . . .

Wie dem nun aber auch sei: es scheint wohl nicht bloß so, als ob der Mann als Vater nicht immer seinen ihm aus dieser Eigenschaft erwachsenden Pflichten gerecht wird.

„Weil er es nicht kann!" behaupten die Väter.
„Weil er es nicht will!" entgegnen die Mütter.
Und wer hat recht?

*

„Seid ruhig Kinder, hört auf mit dem Herumtollen, wascht euch die Hände, kämmt euch das Haar! Gleich kommt der Vater von der Arbeit, und ihr wißt . . ."

Ja, die Kinder wissen, daß ihnen dieser Befehl jeden Abend von der Mutter gegeben wird. Sie wissen, daß, solange sie denken können, sie dem Vater nur als artige und wohlgesittete Kinder unter die Augen treten dürfen, und daß er — so sagt die Mutter — sehr böse würde, wenn er von ihren Ungezogenheiten erführe. Und nur wenn diese gar zu arg werden, droht ihnen die Mutter: „Ich sage es dem Vater, wenn er nach Hause kommt!"

Aber es bleibt bei der Drohung. Und wenn die Familie um den Abendbrottisch sitzt, und der Vater einen Tag wie den andern fragt: „Waren die Kinder artig? Haben sie ihre Schularbeiten gemacht?" dann pocht diesem oder jenem kleinen Sünder ganz unnötig das Herz: Mutter meldet dem Vater lächelnd, daß für ihn in punkto Kindererziehung nichts zu tun übrig bleibe. . . .

Sie tut es aus Liebe zu ihren Kindern und zu ihrem Mann und weiß gar nicht, wie unangebracht solche „Liebe" ist. Abgesehen davon, daß sie den Kindern zeigt, wie man lächelnd lügt, untergräbt die Mutter ihre eigene Autorität bei den Kindern und gestaltet ihr an und für sich wenig beneidenswertes Los als Alleinerzieherin nur schwieriger. Zum andern trägt sie dazu bei, daß in der Vorstellung der Kinder der Vater allmählich zu einer komischen Figur wird, deren bärenbeißerisches Aeußere doch eigentlich nur eine grenzenlose Dummheit verbirgt. Denn er brauchte

Heft 14 1939

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Inhalts-Übersicht





Wiewohl die meisten Schulen ihre Pforten für die Großen Ferien bereits geschlossen haben, so soll es unserer frohen Ferienstimmung keinen Abbruch tun, wenn wir das Kapitel Schlußrechnung, über das sich noch sehr viel Nützliches sagen läßt, ein Stück weiter voranbringen. Uns bleibt in der Hauptsache noch die Aufgabe, die schriftliche Darstellungsform der Dreisatz- oder Schlußrechnung zu besprechen: Das sogenannte Bruchstrichrechnen! und praktische Aufgaben zu zeigen. Damit ist das, was über die Schlußrechnung insgesamt noch zu sagen wäre, bei Leibe nicht erschöpft. Wir können uns aber im Rahmen unserer Aufgabe, Winke und Hilfe bei der häuslichen Schularbeit zu geben, natürlich nur auf das volksschulmäßig Wichtigste beschränken. Und da machen uns die Dinge wie Ansatz, Bruchsatz, Bruchstrich die größten Schwierigkeiten. Sie sind in erster Linie eine Angelegenheit des mathematischen, logischen Denkens und Schließens — sollten es wenigstens sein! — und in zweiter Hinsicht erst eine Sache der mechanischen Geläufigkeit. Leider ist es in der Praxis oft umgekehrt. Das Bruchstrichrechnen ist nun nicht etwa nur ein Teil der Schlußrechnung, sondern ein Rechen-Hilfsmittel, das aus der Bruchrechnung hervorgegangen ist und für alle sogenannten bürgerlichen Rechenarten nützlich ist: Für Zeit-, Durchschnitts-, Prozent-, Zins-, Gesellschafts- und Mischungsrechnung! Wir sagten ja bereits, alles Rechnen ist Schlußrechnen. Wie ein roter Faden zieht sich durch unsere Rechenarbeit die Tätigkeit des „Schließens", des Denkens — vom ersten Schultage an! Insofern gibt es eine Rechengattung Schlußrechnung, die so massiv selbständig ist wie etwa die Bruchrechnung oder die Grundrechnungsarten Zuzählen, Abziehen, Malnehmen, Teilen, nicht! Gemeint ist ja praktisch das schriftliche Schlußrechnen: Das Rechnen am Bruchstrich, das als besondere „Rechenart" unter der Bezeichnung Schlußrechnung in unserer Erinnerung haftet. Das sind aber schließlich äußere und ziemlich belanglose Dinge, um die wir uns nicht streiten. Uns interessiert in erster Linie das Rechnen an sich, die Antwort auf die Frage: Wie wird denn nun am Bruchstrich gerechnet? Wir haben es alle einmal gekonnt bzw. gelernt — und wieder vergessen — oder können es noch! Frohe und nicht frohe Rechenstunden unserer Kindheit tauchen auf, wenn wir nun rechnen und „wiederholen", womit unsere Kinder in der Schlußrechnung sich heute beschäftigen. Im Kern ist Bruchstrich gleich Bruchstrich geblieben. Elementare Dinge sind Axiome, Grundgesetze, die ewige Gültigkeit haben — auch im Rechnen! Zuzählen bleibt Zuzählen in alle Ewigkeit — und Bruchstrich bleibt Bruchstrich — auch in alle Ewigkeit! Geändert hat sich die Wertschätzung und Wertbeurteilung des Bruchstrichrechnens unter Rechenpädagogen und Rechenmethodikern im Laufe der Zeit, so lange es Schulen und — Schulkritiker gibt! Geändert hat sich auch die Art der Aufgaben, wenigstens für die Volksschule; das Formale, Mathematisch-Wissenschaftliche dieser Art Aufgaben wird immer seinen guten Platz — besonders in der Höheren Schule! — als Gedächtnis- und Verstandesübung behaupten. Unser Volksschulrechenstoff — siehe die neuen Rechenbücher! — stellt das warme, pulsierende Leben der Heimat in den Mittelpunkt! Und dementsprechend sind auch die Rechenaufgaben lebensecht und zeitgemäß. Wir besinnen uns vielleicht auf folgende Schlußrechnungsaufgabe unserer Zeit: Ein Wasserbehälter von 8 m Länge, 5 m Breite und 7 m Tiefe wird von 5 Röhren in 4 Tagen gefüllt. Wieviel gleiche Röhren sind notwendig, um einen Wasserbehälter von $10\frac{1}{2}$ m Länge, 4 m Breite und 8 m Tiefe in 3 Tagen zu füllen? Diese Aufgabe werden wir heute in der Volksschule nur unter dem Gesichtspunkt der Schulung und formalen Schärfung des Verstandes wertschätzen — eine Aufgabe ähnlicher Art, die lebensechter, heimatgebundener ist, ist uns lieber. Lasen wir da jüngst in einer Zeitschrift folgende unterhaltsame Notiz: (Lustiger Teil!)

Der Freispruch.

Die Geschichte spielt in Arizona. Dort ging ein Farmer gegen den Lehrer seines Kindes tätlich vor. Nun stand der Angeklagte vor dem Richter und wurde nach dem Grunde seines Handelns gefragt. Antwort: „Er hat meinen Jungen und mich mit einer Aufgabe ganz wild gemacht. Und zwar wollte er wissen: $4\frac{3}{4}$ Hühner legen in $6\frac{4}{16}$ Tagen $8\frac{2}{3}$ Eier. Wieviel Eier legen $9\frac{2}{8}$ Hühner in $12\frac{15}{19}$ Tagen?" Daraufhin sprach ihn der Richter sofort frei! — Mit diesem Scherz ist eigentlich bitterer Ernst verbunden, wenn diese Karikatur einer Aufgabe der Schlußrechnung verwandte Erinnerungen an allerdings längst vergangene Rechenstunden wach werden läßt. Also Aenderungen im Bruchstrichrechnen sind schon da — aber nur in der vorhin gekennzeichneten Art und Weise. Der Grundsatz, überall da, wo wir auch ohne Bruchstrich genau so schnell und gut zum Ziele kommen können, auf dieses mechanische Rechenhilfsmittel dann zu verzichten, wurde nur zu damaliger Zeit nicht so oder gar nicht beachtet wie heute. Und nun rechnen wir einmal an Hand des Rechenbuches der heutigen Schule praktisch. Aufgabe: 1 Ztr. Weizen gibt 75 Pfd. Mehl. a) Ein Landwirt läßt $2\frac{1}{2}$ Ztr. Weizen mahlen. b) Man erhielt 60 Pfd. Weizenmehl. — Lösung: Das Rechenziel steckt in der Aufgabe. Frage: Was wollen wir wissen?

a) Ansatz: ($\frac{2}{2}$) 1 Ztr. Weizen gibt 75 Pfd. Mehl
($\frac{5}{2}$) $2\frac{1}{2}$ Ztr. Weizen geben ? Pfd. Mehl

Bruchsatz: $\frac{5}{2} \cdot 75$ Pfd. $= \frac{375}{2} = 375 : 2 = 187\frac{1}{2}$ Pfd.

b) Ansatz: Zu 75 Pfd. Mehl braucht man 1 Ztr. Weizen
Zu 60 Pfd. Mehl braucht man ? Ztr. Weizen

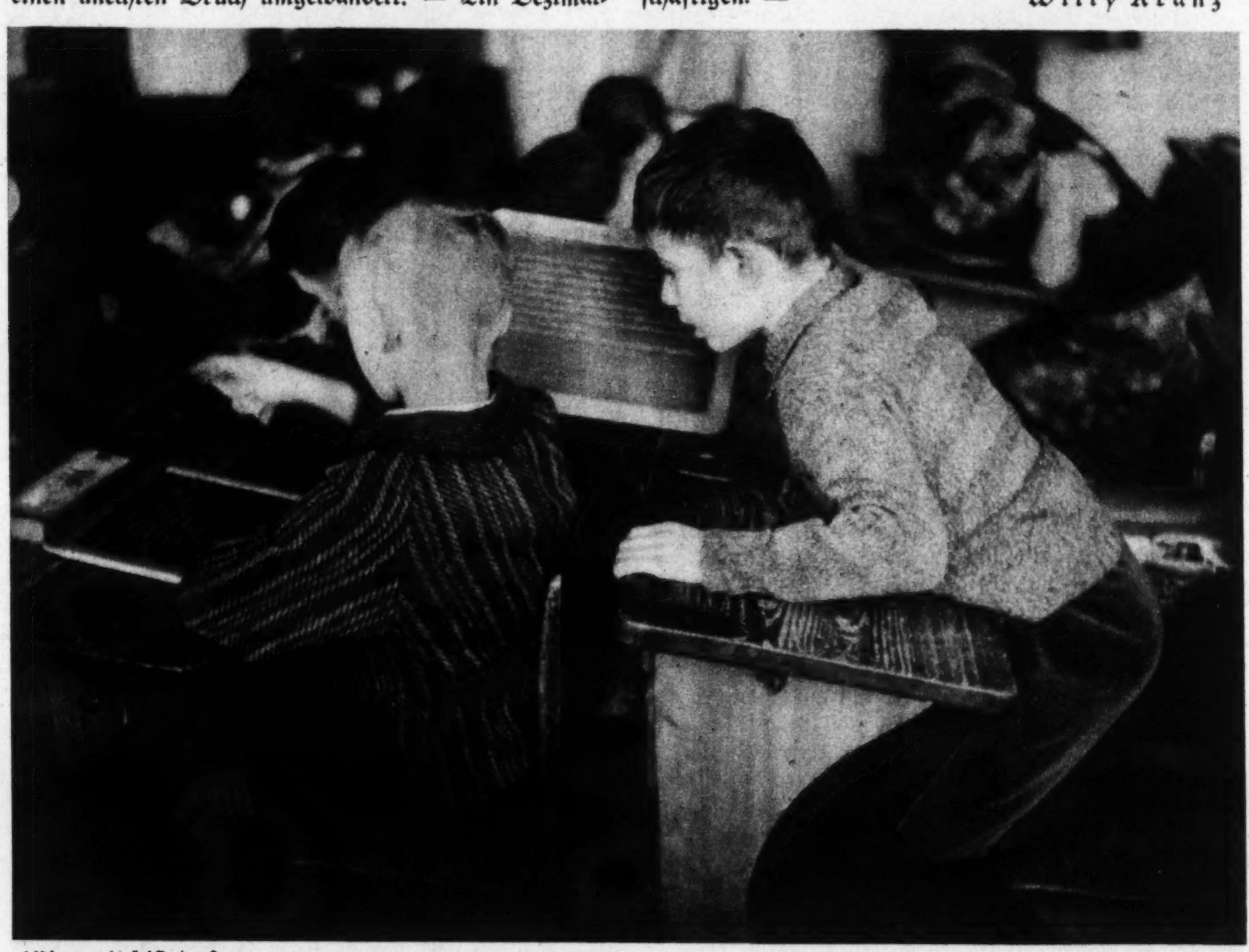
Bruchsatz: $\frac{4}{5} \cdot 1 = \frac{4}{5}$ Ztr. (= 80 Pfd. = 40 kg)

Erklärung: Man sucht aus der Schlußrechnungsaufgabe zunächst den Ansatz heraus! Er besteht aus zwei Sätzen (zwei Zeilen). Die 1. Zeile enthält die Bedingung (der Bedingungssatz); sie ist gegeben! Die 2. Zeile enthält die Frage (der Fragesatz); die Antwort darauf wird gesucht! Das, was man wissen will, was erfragt wird, steht am Ende der Ansatz-

zeile (rechts). Die große Schwierigkeit besteht nun darin, aus jeder Schlußrechnungsaufgabe den richtigen Ansatz herauszufinden. Da hilft nur der klare Menschenverstand. Rezepte hierfür gibt es nicht. Die Ausrechnung am Bruchstrich, der sogenannte Bruchsatz, ist eine bald geläufige, mechanische Angelegenheit — sofern das logische, mathematische Schließen Wegweiser bleibt! — Nachdem der Ansatz gefunden ist, erfolgt die Ausrechnung am Bruchsatz. Wir ziehen zunächst den Bruchstrich und setzen die Benennung der gesuchten Größe dahinter. (Siehe unsere Aufgabe!) Und müssen wissen: Alles, was auf „Teil" hinauskommt, steht *unter* dem Bruchstrich! Alles was auf „Mal" hinauswill, steht *über* dem Bruchstrich. Ungleichnamige Größen machen wir im Ansatz vorher gleichnamig. Bei unserem Ansatz unter a) haben wir in der ersten Zeile eine ganze Zahl, in der zweiten Zeile eine gemischte Zahl. Das „Gleichnamige" wird in der Umwandlung der ganzen Zahl und gemischten Zahl in gemeine (unechte) Brüche gefunden; also statt 1 Ztr. sagen wir $^2/_2$ Ztr.; statt $2\frac{1}{2}$ Ztr. = $^5/_2$ Ztr. Wir erinnern uns doch, daß wir in früheren Rechenstunden der „Reichs-Elternwarte" das Wesen des Bruches auch als ungelöste Teilungsaufgabe erklärten; $\frac{1}{3}$ heißt nichts weiter als 1 : 3. So ist unser Bruchsatz eine Häufung von nacheinander folgenden Zählern und Nennern an einem zusammengezogenen, gemeinsamen Bruchstrich. Außerdem merken wir: Eine gemischte Zahl steht nie am Bruchstrich, sie wird immer in einen unechten Bruch umgewandelt. — Ein Dezimalbruch *kann* über oder unter den Bruchstrich gesetzt werden. *Ganze* Zahlen am Bruchstrich sind immer am einfachsten und klarsten. Daher im gegebenen Fall Umwandlung hierzu. Entwickeln wir in unserer Aufgabe a) den Bruchsatz, so sprechen wir: $^2/_2$ Ztr. Weizen geben 75 Pfd. Mehl (75 rechts *über* den Bruchstrich schreiben!); $\frac{1}{2}$ Ztr. Weizen gibt den 2. Teil Mehl (2 *unter* den Bruchstrich schreiben!); $^5/_2$ geben 5 mal soviel Mehl (5 *über* den Bruchstrich schreiben!). Die Faktoren miteinander (*über* = Bruchzähler, *unter* = Bruchnenner!) *über* dem Bruchstrich und getrennt davon *unter* dem Bruchstrich malgenommen ergibt bei a) einen unechten, bei b) einen echten Bruch: Also $5 \cdot 75 = 375$; 2 bleibt 2; Ergebnis: $^{375}/_2$ Pfd. = $187\frac{1}{2}$ Pfd. — Die Aufgabe b) zeigt uns die Notwendigkeit des Kürzens am Bruchstrich. So wie wir in der Bruchrechnung Zähler und Nenner kürzten, machen wir es hier auch. Die Kürzungszahl — der größte gemeinschaftliche Teiler — zwischen 60 und 75 ist 15. Im übrigen wird wie bei Aufgabe a) verfahren. (Ob wir rechts oder links am Bruchstrich beginnen, bleibt sich gleich!) Unser Beispiel zeigt uns eine Aufgabe — überlegen wir einmal! —, die wir ohne Bruchstrich im Kopf viel schneller rechnen können. Der Rechner mit Sinn für die Verwandtschaft der Zahlen sieht das sofort. —

Wir gaben hiermit zunächst eine Einführung in das Bruchstrichrechnen. Weiterführende Aufgaben der Praxis werden uns in der nächsten Rechenstunde beschäftigen. —

Willy Kranz



Wie weit bist du?

Aufnahme: Walter Remmel

Kinder, die uns Sorgen machen

Das launenhafte Kind

In letzter Zeit mehren sich die Klagen über die Launenhaftigkeit von Kindern, und wer je einen Einblick da hat tun dürfen, weiß, wie sehr das betreffende Kind selbst und nicht weniger seine Umgebung unter diesem Zustand leiden, er weiß aber auch, wie unbrauchbar oft infolge falscher Behandlung solche Kinder für ihr ganzes späteres Leben werden. Und dabei handelt es sich bei ihnen ja nicht um geistig oder charakterlich minderwertige Kinder, sondern um solche, die durchaus geeignet sind, tüchtige, brauchbare Glieder der Volksgemeinschaft zu werden. Ein launenhaftes Kind ist — scheinbar grundlos — jähem Stimmungswechsel unterworfen, jetzt himmelhoch jauchzend, eine Stunde später zu Tode betrübt. Das Kind ist unberechenbar in seinem Gefühlsleben, jetzt liebevoll, zärtlich, zuvorkommend, plötzlich abweisend, trotzig, selbst roh und grausam. Auch in seinem Wünschen und Begehren prägt sich dieses ständige Auf und Ab aus. Jetzt spielt es hingegeben, im nächsten Augenblick ist es desselben Spielzeuges überdrüssig, in diesem Augenblick ist es der beste und verträglichste Spielkamerad, im nächsten der häßlichste, unleidlichste Spielverderber. Wir alle kennen gewiß solche Kinder, die mehr oder minder launenhaft sind, alle Harmonie stören, den Erziehenden zur Verzweiflung treiben und dem Kinde schwere Strafe einbringen.

Der Stimmungswechsel ist nur scheinbar grundlos, denn natürlich macht es dem Kinde durchaus keine Freude, so ungenießbar, so wetterwendisch, so mit seiner Umgebung und mit sich selbst uneins zu sein.

Manchmal ist der Grund körperlicher Art. Das launenhafte Kind ist nicht nur seelisch, sondern auch körperlich überreizbar, Witterung, Temperatur usw. wirken viel stärker auf ein solches Kind ein.

Noch viel häufiger aber ist die Launenhaftigkeit eines Kindes die Folge einer verkehrten Erziehung. Im großen und ganzen kann man mit Recht die Behauptung aufstellen: launenhafte Kinder werden nicht geboren, sondern sie werden erzogen!

Eine launische Mutter wird sich leicht ein launenhaftes Kind erziehen, der unbeherrschte Vater einen zuchtlosen Sohn. Gerade hier ist das Beispiel des Erziehers so überaus wichtig! Der Ausspruch des Pädagogen Salzmann hat seine tiefe Berechtigung: „Unsere Zöglinge haben keine anderen Fehler als die, die wir selbst haben." Das sollten sich alle zur Erziehung Berufenen, mögen es Eltern oder Berufserzieher sein, immer wieder vor Augen halten.

Ein Kind hat ständig wechselnde Wünsche. Mag es sie haben, aber wir Erzieher sollen sie nicht erfüllen. Bei einzigen Kindern ist diese Gefahr der Verwöhnung und Verzärtelung groß, ebenso bei kränklichen Kindern. Die Eltern glauben, einem solchen Kinde keinen Wunsch abschlagen zu dürfen, und sie ahnen gar nicht, daß sie dem Kinde damit einen wahren Bärendienst erweisen. Was wird an Kindern gesündigt zur Zeit der Genesung nach einer Krankheit! Da feiert die Erziehung zur Launenhaftigkeit wahre Triumphe. Unvernünftige Wünsche muß man auch dem kranken und dem genesenden Kinde abschlagen.

Das launenhafte Kind ist asozial, und das kann sich einmal sehr schlimm für das Kind auswirken. Es ist unverträglich, kommt mit seiner Umgebung nicht aus, ist unzuverlässig,


Aufnahme: Elisabeth Hase

zeigt einen Mangel an Kameradschaft, an Ein- und Unterordnungsvermögen, kurz, es fehlen ihm die sozialen Tugenden, das Gefühl für Gemeinschaft, für das Du, und gerade diese sozialen Tugenden sind entscheidend für die Gestaltung des Lebens, weit entscheidender als Wissen.

Kinder werden durch Kinder erzogen! Deshalb gehört ein launenhaftes Kind unter gleichaltrige Gespielen, es gehört in den Kindergarten, und die Eltern sollten dankbar sein, daß es heute überall Kindergärten gibt, deshalb ist die Gemeinschaft der Schule, der Hitlerjugend für diese Kinder von besonderer Wichtigkeit, und die Eltern sollten auch da sich freuen, wenn ihr Kind gezwungen wird, sich in eine Gemeinschaft einzufügen.

Launenhafte Kinder sind eigensinnig, anspruchsvoll, selbstsüchtig. Man muß durch ruhige Bestimmtheit ihren Eigensinn brechen, man darf ihre Ansprüche nicht erfüllen, man muß ihnen immer zeigen, was für ein armseliges Leben dasjenige ist, das sich nur um das eigene kleine Ich dreht.

Körperliche Abhärtung tut allen Kindern not, den launenhaften besonders. Denn der Grund für ihr Wesen mag in körperlichen Zuständen ihre Ursache haben. Launenhafte Kinder bedürfen einer besonders folgerichtigen, ruhigen Erziehung. Sie, die selbst oft nicht wissen, was sie eigentlich wollen, müssen den unbeirrbaren, starken Willen des Erziehers empfinden. Daß viele Köche den Brei verderben, gilt auch für das Gebiet der Erziehung. Gerade bei launischen Kindern ist es verhängnisvoll, wenn sich neben den Eltern Großeltern, Tanten usw. um die Erziehung bemühen.

Wenn ein Kind seine Launen hat, so mache man davon nicht viel Aufhebens, sondern ignoriere diese Launen. Sonst kommt sich das Kind leicht wichtig vor, fühlt sich im Mittelpunkt des Interesses und macht sich mit seinen Launen interessant. Ungezogenheiten lasse man sich nicht gefallen, Mätzchen beachte man nicht. Ein ganz ungeeignetes Mittel launischen Kindern gegenüber ist das Mittel des Spottes, der Ironie. Stets muß das Kind empfinden, daß der Erzieher ihm helfen will, helfen von seinem verkehrten Wesen, unter dem nicht nur die anderen, unter dem es selbst leidet. Dr. Günther

Kinder in Ferien

Von Anna Herde

Aufnahmen: Dr. Hubmann



Das Kind braucht zur Erholung keine „Ferien vom Ich" wie der erwachsene, mit Berufspflichten überbürdete Mensch. Es kann sich seine Freiheit vom Alltag sofort überall in der elterlichen Wohnung, in Hof und Garten schaffen, indem es sich beim Spiel in die farbenbunte Welt seiner Einbildungskraft flüchtet. Am Sandhaufen macht sich das kleine Mädel zur fleißigen Köchin, die herrliche Torten und Puddings entstehen läßt. Das Brüderchen ist dort ein gedankenreicher Baumeister, dessen Hände kühne Pläne von Burgen und Tunnels ausführen. Ein Wassertümpel wird zum Weltmeer und ein Stück Holz mit einem winzigen Mast zum Ozeanriesen, den der „Herr Kapitän" nach eigenem Willen in die fernsten Zonen lenkt. Ein verstecktes Ecklein zwischen Schrank und Wand daheim ist eine prunkvolle Wohnung für die Puppenfamilie, die das treusorgende kleine Mütterlein umhegt und pflegt.

Drum werten die Kinder die Natur und den Sinn der goldenen Ferienzeit nach andern Gesichtspunkten als die Erwachsenen. Was bedeutet eine erhabene Landschaft, wenn man in ihr nur auf schmalem, gebahntem Weg dicht neben den Großen schreiten darf, weil jeder Sprung und jeder Versuch, außerhalb des Weges Entdeckungen zu machen, lebensgefährlich werden kann? Was ist denn so Großartiges an den mächtigen Baumriesen eines herrlich angelegten Parks, wenn man nicht ausproben darf, wie hoch sich's auf ihren breiten Zweigen emporklettern läßt, und nicht die Höhlen in ihren uralten Stämmen zum Verstecken ausnutzen kann? Ferien sind nur dann etwas Rechtes, wenn sie den Reichtum an Spielmöglichkeiten vergrößern.

Wohnt man in ländlicher Umgebung oder am Rande der Stadt, wo die Kinder sofort draußen in frischer, reiner Luft sind, so brauchen sie eigentlich keine Sommerreise. Nur Spielkameraden müssen da sein, und es darf nicht an Gelegenheit fehlen, sich tüchtig auszutollen. Wenn auch jeder Erdhügel und jeder Strauch längst bekannt sind, entdeckt die kleine Schar in ungestörter Ferienfreiheit doch immer wieder neue Genüsse, die man sich in der heimischen Umgebung schaffen kann. Wilde Räuber- und Indianerspiele, Balanzieren auf gefällten Baumästen, Haschen, Seilspringen und Ballfangen sind für die seelische und körperliche Entwicklung nützlicher als Spaziergänge auf der Kurpromenade bei den Klängen rauschender Musik mit Augenweide an modisch aufgeputzten Menschen. — Den Stadtkindern freilich, die mitten im Häusermeer einer Großstadt aufwachsen, sollte man, wenn irgend möglich, eine sommerliche Ferienreise verschaffen. Bei gesunden, die nur etwas blaß sind und beim Lernen leicht ermüden, braucht man mit dem Ort gar nicht wählerisch zu sein. Ein paar Wochen gründlicher Ferienfreiheit beim „Onkel auf dem Lande", in dessen Familie oder Nachbarschaft es nicht an ungefähr gleichaltrigen Spielkameraden mangelt, erfüllen das Stadtkind mit Lebensfreude und Unternehmungslust, machen gute Eßlust, lassen die Wangen runder und farbiger werden, auch wenn es sich nur um einen Aufenthalt in reizloser flacher Binnenlandschaft handelt. Wenn den Eltern daran liegt, auf der Sommerreise viele neue, wechselnde, großartige Eindrücke aufzunehmen oder das vornehme Kurleben eines Modebades mitzumachen, trennen sie sich besser in den Ferien von ihren Kindern. Statt sie mitzunehmen, bringen sie sie viel zweckmäßiger auf einem einfachen ländlichen Plätzchen unter, wo sie in ungehemmter Bewegungsfreiheit Kind unter Kindern sein können. Wenn es sich um ein einziges handelt oder nur ein Geschwisterchen da ist, pflegt es für die Kinder ohnehin sehr nützlich zu sein, sich ohne Vater und Mutter in fremder, kinderreicher Umgebung zurechtfinden zu müssen. Besonders den schüchternen, den eigenbrödlerischen tut das gut und hilft ihnen, die Schwierigkeiten ihrer Wesensart rechtzeitig zu überwinden. Auch Kinder-Erholungsheime sind daher für solche Fälle sehr zu empfehlen. Wenn ein Elternteil oder beide sehr nervös sind, ist es den Kindern zu ihrer ungestörten Entwicklung notwendig, jedes Jahr die Ferienwochen fern von den Eltern anter Menschen mit kerngesunden Nerven und vor allem mit gesunden Kindern zusammen zu verbringen.

Selbstverständlich ist es in vielen Fällen das Gegebene und Natürliche, daß Vater und Mutter zusammen mit ihren Kindern auf die Sommerreise gehn. Da haben die Eltern Zeit, sich am fröhlichen Spiel ihrer Kleinen und Größeren zu erfreuen und sogar nach Wunsch auch mitzumachen. Aber wiederum darf das nicht dazu führen, daß Vater und Mutter ihre Kinder in den Ferien ganz und gar für sich haben wol-



Arbeit ist Spiel –



– Spiel ist Arbeit



Die See und der Strand



– der schönste Tummelplatz

len und ihnen den Anschluß an Gleichaltrige verwehren. Es läßt sich ja auch beides sehr schön miteinander vereinigen. Sehr gern reist eine Familie mit Kindern an das Meer. An flachen Uferrändern, im weichen Sand und im leicht gewellten Gelände der Dünen bieten sich unerschöpfliche Möglichkeiten, sich spielend zu vergnügen. An unserer Nord- und Ostsee gibt es eine Anzahl einladender Plätze mit ausgedehntem Sandstrand, die geradezu als „Kinderbäder" gelten. Dort ist es nicht schwer, auch dem „einzigen", das sich mit Vorliebe am Rockzipfel der Mutter festhält, Anschluß an Gleichaltrige zu verschaffen.

Damit die Kinder in der Sommerfrische wirklich an Kraft und Gesundheit gewinnen, ist es sehr wichtig, daß sie viel schlafen. Denn die ausgiebige Bewegung in der frischen Luft, vor allem in der stets bewegten des Meeres, steigert die Stoffwechselvorgänge sehr stark und verbraucht daher viel Körperkraft. Es kommt gar nicht darauf an, daß sie jeden Tag so früh wie möglich draußen sind, um die Luft „gründlich" auszunutzen. Sie sollen morgens ausschlafen, solange sie können und mögen. Mittags schickt oder bringt man sie, sobald sie zu Ende gegessen haben, auf ein bis zwei Stunden zu Bett und erspart ihnen ein langes „braves" Stillsitzen zwischen Erwachsenen an der Gästetafel, das ihnen doch nur eine Qual bedeutet; oft schnappen dabei die Oehrchen auch recht ungeeignete Gespräche auf. Zur Nacht sollen sie früh ihr Lager aufsuchen und niemals, auch wenn sie schon etwas größer sind, an der abendlichen Geselligkeit der Kurgäste teilnehmen. Wenn die Kinder in der Sommerfrische nicht genügend Schlaf bekommen, kehren sie aus der „guten Luft" überreizt heim, können nachher nicht gut schlafen, mögen auch oft nicht essen und haben an Widerstandskraft eingebüßt, statt gewonnen.

Schwierigkeit macht die Seelenpflege des kränkelnden Kindes, das zur Erholung ein bestimmtes Klima braucht. Da muß, wenn die Reise an die See gehen soll, manchmal das Baden verboten oder sehr stark eingeschränkt werden. Zuzusehen, wie andere im Wasser herumplantschen und selber von diesem Vergnügen ausgeschlossen sein, ist aber für ein Kindergemüt gar zu traurig, drum wird in solchen Fällen besser in das Gebirge als an den Strand gereist. Auf das Seelenleben eines Kindes wirkt es stets ungünstig, wenn es hört, daß um seiner Gesundheit willen irgend etwas geschehn oder verboten werden muß. Manche fühlen sich dadurch sehr bedrückt — andere machen sich vor ihren Altersgenossen mit ihrem leidenden Zustand wichtig, und einer hysterischen Lebenseinstellung kann dadurch der Boden bereitet werden. In Gegenwart kränkelnder oder nervöser Kinder spricht man daher so wenig wie möglich über ihre Gesundheit. Wenn sie an einen Ort mit heilkräftigen Quellen gebracht werden müssen, ist außerhalb der Zeit, die für den Gebrauch von Heilbädern und Brunnen aufgewandt werden muß, gründliche Ablenkung durch fröhliche, fesselnde Spiele mit Altersgenossen ganz besonders wichtig, damit nachher in der Erinnerung immer wieder dieses Vergnügliche in den Vordergrund rückt.



... aber auch das Kühehüten macht einem rechten Jungen viel Spaß

Aufnahme: J. Zelter

Geduld ...?

Von Hans Alt

Wieder war zu Ostern ein neuer Jahrgang eingerückt, und vierzig junge ABC-Schützen füllten nun die leer gewordenen niedrigen Bänke des ersten Schuljahres. Etwas scheu noch die einen, andere hatten schon beste Kameradschaft geschlossen, und im ganzen saß die kleine Gesellschaft bereits recht sittsam und „geschult" in ihren Bänken.

Mit den vierzig kleinen Bürschlein hatte auch ein blutjunger Lehrer seinen ersten Schulweg angetreten und stand nun vor „seiner" ersten Klasse, der er also das Lesen, Rechnen und Schreiben beibringen und darüber hinaus noch so manches bisher verschlossene Büchlein des Lebens wie die Seele des Volkes erschließen sollte.

Er hatte sich auf diese Kleinen gefreut, gerade weil dieses Gefühl des ersten Beginns ihn mit seinen jungen Anfängern innerlich verband. Außerdem stammte er selbst aus einer Lehrerfamilie und hatte in seinem Studium so vieles über Seele und Geist des Kindes, über Methode, über Erziehung und Unterricht gehört und gelesen, daß er gespannt war, nun selbst Erzieher und Lehrer sein zu dürfen.

Und es ging gut! — Er erzählte kleine Geschichten und Märchen. Dann saß übrigens das kleine Völkchen am ruhigsten. Er sang Kinderlieder und ließ die Kleinen selbst ein Liedlein singen. Er malte zu den Märchen mit viel bunter Kreide lustige Bilder auf die große Wandtafel und schritt so ganz schön, wie man es ihm theoretisch und praktisch gezeigt hatte, aus dem Spielerischen zur lernenden Arbeit am „i" und „e" und was es sonsten an ersten Uebungen gibt. Als der Uebungsbuchstaben mehr wurden, und die ersten Lautverbindungen und kleinen Wörter den ABC-Schützen die ersten Fallen stellten, als die ungelenken Knabenhände immer merklicher zur zuchtvollen Schrift, zum braven Einhalten der für die Schriftsoldaten vorgezogenen Linien gezwungen wurden, da wurde es dem jungen Lehrer allmählich zur Gewißheit, daß es nun doch nicht so ganz einfach war, vierzig kleinen Jungen das Lesen und Schreiben beizubringen.

Auch bei den ABC-Schützen hatte sich ein Wandel vollzogen. Aus den vierzig, fein wie Soldaten ausgerichteten Knäblein war mittlerweile eine krabbelnde, summende, schwatzende Gesellschaft geworden, und es herrschte ein Leben in der Klasse wie in einem Ameisenhaufen.

Ei, die Schule war ja doch nicht so eine düstere und böse Angelegenheit, und auch der Lehrer hatte ja gar nicht den großen Stock und war so gut und lustig zu ihnen!

Also brach nun die in den ersten Tagen verhaltene kleine Jungenwildheit durch und ergoß sich immer stärker und drohender über die schönen, ach so gut gemeinten Unterrichts- und Erziehungsgrundsätze des jungen Lehrers.

Der Mahnungen wurden mehr, Drohungen folgten, und es begann ein immer wieder erneut um Erfolg kämpfendes Ringen des Lehrers mit den vierzig kleinen Rangen um Zucht und Aufmerksamkeit, um erstes Begreifen und Erkennen.

Jeden Morgen nahm er sich auf seinem Schulweg erneut vor, es nun doch wieder mit der frohen Heiterkeit der ersten Tage zu versuchen. Er hatte doch seine Vorbereitungen so planvoll und wirklich mit Fleiß durchgeführt, daß es eigentlich klappen müßte. Und dennoch! Nach einer halben Stunde stand er wieder mitten in diesem ihm unbegreiflichen Ringen um eine Gleichrichtung der vierzig ungezügelten, ach so leicht ablenkbaren Geister. Von diesem mühsamen Alltag, von dieser ihm immer bitterer erscheinenden Mühsal, von diesen Minuten des Gefühls der Ohnmacht, des eigenen Versagens hatte man ihm vorher nichts gesagt. Er hatte doch so schöne Stundenbilder gelesen, gleich schönen Unterrichtsstunden bei anderen Lehrern beigewohnt. Ein Gefühl setzte sich in ihm fest und würgte in ihm, das ihn in dieser munteren Lebendigkeit, in diesem Nichtverstehen, Nichtbegreifenkönnen so etwas wie immer drohendere Angriffe auf seine Leistungsfähigkeit, auf den „Schulmeister" in ihm sehen ließ.

Eines Morgens nun, als ihm doch die Züchtigung als das noch einzige rettende Mittel erschien, und er sich eines der zappelnden Männlein vornahm, der kleine Bengel ihn aber darob so erstaunt und seltsam fragend anschaute, nahm er doch davon Abstand, weil plötzlich ihm ein rettender Gedanke kam. Ja, das mußte er tun!

Und der junge Lehrer nahm sich ein Stück Kreide und schrieb in dicken großen Buchstaben auf die Wandtafel gegenüber, auf die er während des Unterrichts immer schauen mußte, das Wort: „G e d u l d !" Das Wort wollte er lesen, wenn ihn die Kräfte des Ringens verlassen sollten, wenn er drohte, den Kampf aufzugeben, um dann ein magister zu werden, wie er doch niemals einer werden wollte.

Dieses Wort sollte ihm magische Kraft geben, durchzuhalten!

Nun traf es sich, daß an dem gleichen Morgen der alte Lehrer, der ihm Platz gemacht hatte, noch einmal zur Schule kam, wo er 35 Jahre vor Kindern stand. Mertens, so hieß der alte Lehrer, klopfte auch bei dem jungen Kollegen an und übersah mit den geschulten Augen des alten Praktikers sehr schnell die Situation und las auch das Wort „G e d u l d". Da tat er etwas, was dem jungen Lehrer zunächst eigenartig erschien. Er nahm den alten Schwamm und wischte das Wort aus. Dann nahm er die Kreide und schrieb schon mit etwas zittriger, aber noch schöner alter Lehrerhandschrift das Wort „L i e b e". Er grüßte froh lächelnd den jungen Lehrer und die kleinen Kerlchen, die mittlerweile mäuschenstill geworden waren — und ging leise aus der Klasse.

Liebe! — Geduld oder Liebe? — Einen Augenblick nur schwirrten diese Gedanken durch den Kopf des jungen Lehrers.

Da war etwas in ihm aufgebrochen, das er nicht kannte. Ein unbeschreibliches Gefühl der ersten G ü t e und verstehenden L i e b e zu den vierzig kleinen Jungen, vierzig kleinen Kindern des Volkes, die ihm vierzig Eltern übergeben hatten, auf daß er sie erziehe und bilde.

Und mit einem frohen Leuchten auf dem Gesicht begann der junge Lehrer wieder den Unterricht. Und seine Sprache hatte einen seltsam freien, eindringlichen Klang.

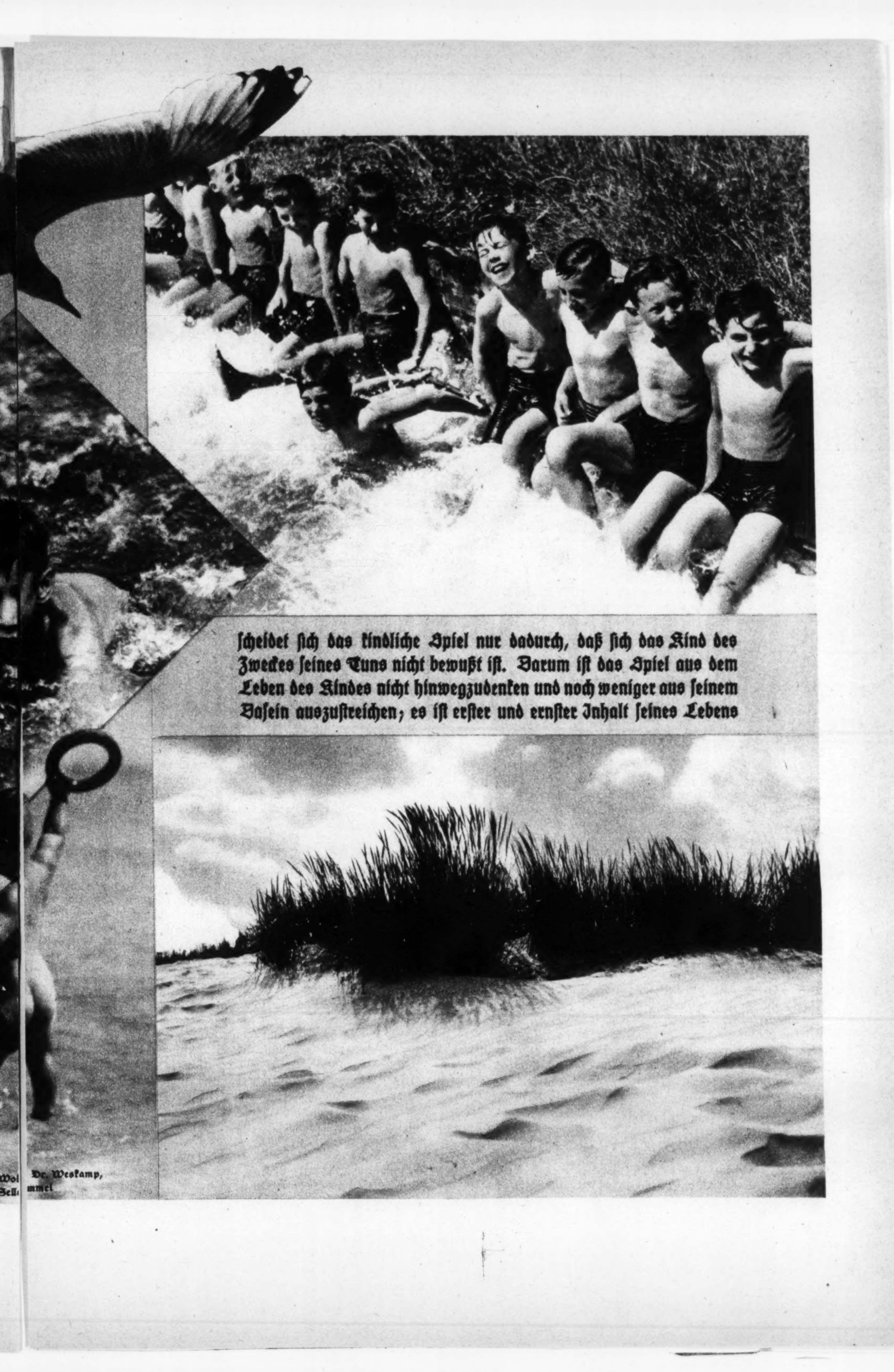
Aus dieser ersten frohen Liebe war in den nächsten Jahren die w a h r e Liebe zu diesen Kindern geworden, gepaart aus Güte und wissender Strenge: denn alles, was reifen will, muß Liebe u n d Zucht erfahren.

„Früchte reifen an der Sonne, Menschen durch die Liebe." Diese Worte des großen Erziehers des Dritten Reiches, Hans Schemm, waren auch das Vermächtnis des alten Lehrers Mertens an seinen jungen Nachfolger.



Das Spiel unserer Kinder ist kein müßiger Zeitvertreib, sondern ist Übung und Sinn und Geist und Herz zugleich, ist die natürliche Selbstausbildung des Kindes und darum eine durchaus zweckvolle Tätigkeit. Von der zweckbestimmten Arbeit der Erwachsenen unter-

Aufnahmen: Wol Dr.
Sell mmel



scheidet sich das kindliche Spiel nur dadurch, daß sich das Kind des Zweckes seines Tuns nicht bewußt ist. Darum ist das Spiel aus dem Leben des Kindes nicht hinwegzudenken und noch weniger aus seinem Dasein auszustreichen; es ist erster und ernster Inhalt seines Lebens

Wol Dr. Weskamp,
Sell mmel



Aufnahme: Scherz-Wauer

Vom Fingerzählen bis Adam Riese

Von den Völkern, die wie die Botokuden nur bis drei zählen können, trennt den modernen Menschen eine Welt, und er weiß nicht einmal, wie groß diese Welt ist; denn das von uns benutzte Zahlensystem erlaubt nicht nur jede denkbare Zahl auszudrücken, wir vermögen sie auch hinzuschreiben. Aber das bedeutet noch lange nicht, daß jeder, der eine sieben-, acht- oder gar zehnstellige Zahl hinschreibt, auch eine klare Vorstellung von dieser Zahl hat. Ist doch *Tausend* lange Zeit die höchste Zahl gewesen, mit der sich für die Menschen Europas ein wirklicher Begriff verband, und wenn das Wort *Million* auch schon im fünften Jahrhundert in Italien aufgekommen ist, eine Vorstellung verband sich mit diesem Zahlwort erst nach der Rückkehr Marco Polos aus China. In seinen Berichten über die ungeheuren Reichtümer Chinas kam der berühmte Weltfahrer ohne die Million nicht aus, so daß man ihn in Italien spöttisch „Messer Millione" nannte.

Der Begriff der *Milliarde*, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufkam, wurde uns Deutschen im Anschluß an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 geläufig. Mit der *Billion*, die uns Deutschen in den Tagen der Inflation zum alltäglichen Begriff wurde, verbindet wohl kaum jemand noch eine klare Vorstellung, obwohl das Wort, genau wie das Zahlwort *Trillion*, bereits im 17. Jahrhundert geprägt wurde. Das ist auch der Grund, weshalb die modernen Statistiker dazu übergegangen sind, große Zahlenwerte durch symbolische Darstellungen zu versinnlichen, um den abstrakten Zahlen aus dem Wege zu gehen. Vielleicht wissen sie dabei nicht einmal, daß sie mit diesem Vorgehen zu den Anfängen der Geschichte der Zahlen zurückkehren.

Der Mensch der Vorzeit kannte keine Zahlen. Er zählte durch Aufzeigen seiner Finger. Und wenn die nicht reichten, nahm er, wie die *Indianer* bestimmter Stämme es heute noch machen, die Zehen zu Hilfe. Die Zahl elf heißt demnach bei vielen Indianern *Fußeins*. Der Begriff zwanzig deckt sich bei ihnen mit dem Begriff Mann. Wenn in der französischen Sprache das Zahlwort *Achtzig* Quatre Vingt, also viermal zwanzig heißt, so haben wir darin einen Rest der *keltischen Zählweise* zu sehen, die die Franzosen beibehielten, als sie ihre Zahlwörter aus dem Lateinischen übernahmen.

Daß bei den Urvölkern mit jeder Zahl auch ein sinnlicher Begriff verbunden war, beweisen vor allem auch die verschiedenen Bilderschriften, von denen wir Kenntnis haben. So bezeichnet in *ägyptischen Hieroglyphen* eine Meßstange die Zahl 1. Das Bild einer Taube, von der es heißt, daß sie fünf Eier legt, steht hier für die Zahl 5. Der Hahn, der siebenmal kräht, bezeichnet die Zahl 7. Die Lotosblume, als das Symbol der Fülle, bezeichnet die Zahl 1000 und der Frosch, der bei den jährlichen Ueberschwemmungen des Nils in unübersehbaren Mengen an das Land kommt, steht für eine Million.

Auch die Bilderschrift der *Azteken* kennt Symbole dieser Art für einige Zahlenwerte. So deckt sich bei ihnen wie in den meisten Sprachen der Erde das Zahlwort 5 mit dem Begriff Hand; das Zahlzeichen für zwanzig bedeutet bei ihnen wie bei anderen Völkern Mann. Die Zahl 400 heißt tzontli (Haar) und wird durch Haare dargestellt, während zur Niederschrift der Zahl 8000 das Bild eines Korbes

dient, den man sich mit ebensoviel Kakaobohnen gefüllt denkt.

Da die Schrift der Chinesen nichts anderes als eine im Laufe der Zeit vereinfachte Bilderschrift ist, sind auch die Vorbilder der chinesischen Zahlzeichen in solchen Symbolen zu suchen. Auch die sogenannten arabischen Ziffern, als deren Erfinder die Indier gelten, entstanden so, sind sie doch nichts anderes als die verschliffenen Anfangsbuchstaben der indischen Zahlworte. Die Inder neigen dazu, selbst arithmetische Aufgaben in wohlklingenden Versen niederzuschreiben. Das hat dazu geführt, daß die indische Sprache eine ganze Reihe von Worten enthält, mit denen einzelne Zahlenwerte ausgedrückt werden können. So kann die Zahl 1 durch die Worte Erde, Sonne oder Mond wiedergegeben werden. Augen oder Hände bezeichnen im Indischen die Zahl 2. Alles, was dreimal vorhanden ist, kann zur Bezeichnung des Zahlwertes 3 genommen werden. Die Zahl 4 wiederum heißt Meer, und Zahn ist, da der Mensch 32 Zähne hat, gleichzeitig das Zahlwort 32.

Einen Begriff von der poetischen Art, in der man in Indien Rechenbücher abfaßt, mag die folgende, einer von Bascara verfaßten arithmetischen Schrift aus dem 12. Jahrhundert, entnommene Rechenaufgabe geben. In diesem Buch, das angeblich verfaßt wurde, um die Tochter des Verfassers über ihr Unverheiratetsein zu trösten, heißt es u. a.: „Von einem Schwarm Bienen läßt 1/5 sich auf einer Kadambablüte, 1/3 auf der Silindhablume nieder. Der dreifache Unterschied der beiden Zahlen flog nach den Blüten einer Kutaja, eine Biene blieb jedoch übrig, welche in der Luft hin und her schwebte, gleichzeitig angezogen durch den lieblichen Duft einer Jasmine und eines Pandamus. Sage mir nun, reizendes Mädchen, die Anzahl der Bienen."

Auch die Araber, diese europäischen Lehrmeister der Rechenkunst, liebten es, zumindest die Einleitungen ihrer Rechenbücher in einer gehobenen Sprache abzufassen. So heißt es in dem klassischen Rechenbuch des Beha Eddin, daß das Buch nach dem Plane des Verfassers das Notwendigste der Rechenkunst enthalten soll, „deren Wesen so erhaben, deren Rang so hoch, deren Aufgaben so zierlich und deren Beweise so fest sind."

Die deutschen Rechenbücher jener Zeit lassen bereits eine wesentlich nüchternere Einstellung zur Arithmetik erkennen, doch klingt wenigstens in der äußeren Form, in der Regeln und Aufgaben hier gegeben werden, das poetische Element durch, das eine frühere Zeit auch mit dieser Kunst verband. So gab Georg Reichelstein im Jahre 1532 ein gereimtes Rechenbuch heraus und noch im 18. Jahrhundert ist ein Rechenbuch erschienen, dessen Regeln in Reime gebracht wurden. Das Titelblatt dieser poetischen Arithmetik enthält diesen Spruch:

Liß Schreib und Rechne jederzeit,
der Jüngste Tag ist nicht mehr weit,

während eine der in Versen vorgebrachten Regeln dieses merkwürdigen Rechenbuches folgenden Wortlaut hat:

Für die Division:

Bleibt nach dem Abzug mehr als der Divisor stehn,
So ist der Quotus um eine Zahl zu klein,
Kann von der obern Zahl der Abzug nicht geschehn,
So ist der Quotus zu groß, er muß was kleiner sein.

Doch mag die äußere Form dieses Rechenbuches auch an die Poesie erinnern, die, wie wir gesehen haben, in früheren Jahrhunderten zur Rechenkunst gehörte, ihrem Inhalte nach weisen die Aufgaben, die das Buch sich stellt, doch schon in eine Zeit, die das Rechnen als eine durchaus nüchterne, von den Notwendigkeiten des menschlichen Zusammenlebens bestimmte Angelegenheit betrachtet, bei der mehr auf Klarheit als auf die Schönheit der Form gesehen werden muß. Zu dieser Klarheit beigetragen zu haben, ist vor allem das Verdienst jenes sagenhaften Mannes, der bis auf unsere Tage in der bei einfachen Rechnungen häufig zitierten Redensart: Das macht nach Adam Riese... fortlebt.

Diesem Adam Riese, der wirklich gelebt hat, verdanken wir die Einführung der arabischen Ziffern in Deutschland, die das Rechnen mit einem Schlage erleichterten, wie man leicht ersehen kann, wenn man einmal versucht, zwei untereinanderstehende römische Ziffern zusammenzuzählen, vom Multiplizieren gar nicht zu reden.

Adam Riese machte diesen Schwierigkeiten ein Ende, als er seine Anleitung zum Rechnen auf der Tafel herausgab, womit er das bis dahin übliche, das Gedächtnis außerordentlich beanspruchende Fingerrechnen verließ. Trotzdem war es bis zu den Rechenmethoden unserer Zeit noch ein weiter Schritt. Man lese nur die Riesesche Anleitung zur Ausführung der Probe nach, die er in seinem Regeldetribuche gibt. Es heißt da:

Verker die regul also / daß hinden gestanden ist / setz forn / das Fazit mitten / vnd das forn gestanden ist / hinden. Machs als dann nach gesagter regul / so muß widder kommen / das vordem mitten gestanden.

Das Hauptverdienst Rieses lag eben in der Einführung der arabischen Ziffern, deren übersichtliche Anordnung die Durchführung auch der schwierigsten Rechenaufgaben bedeutend erleichterte. Dieser Vorsprung allein sicherte den Rieseschen Rechenbüchern, die bis in die neueste Zeit hinein immer wieder aufgelegt worden sind, ihre große Verbreitung und Gültigkeit.

Adam Riese wurde im Jahre 1492 zu Staffelstein in Franken geboren, wo auch ein Denkmal für diesen verdienten Mann errichtet wurde. Merkwürdig ist, daß auch die Sudetendeutschen ihn für sich in Anspruch nehmen, sie glauben nämlich, daß Adam Riese aus Leutomischl stamme und sagen darum in einem Falle, wo wir sagen würden: Das macht nach Adam Riese...: Das ist ein Leutomischler. Dies sei erwähnt, obwohl Staffelstein als Geburtsort Adam Rieses, der ursprünglich den Namen Ries von Staffelstein führte, festzustehen scheint. Seine Jugend verbrachte Riese zu Erfurt. 1515 kam er als Bergbeamter, bzw. städtischer Rezeßschreiber, der die Bergwerksrechnungen zu führen hatte, nach Annaberg. In diesem Beruf, den er bis 1530 ausübte, mag er die Notwendigkeit einer Vereinfachung der damaligen Rechenkunst oft am eigenen Leibe gespürt haben. 1530 wurde Ries, wie der Name richtig geschrieben wird, Gegenschreiber. Als solcher führte er das Buch der Gewerken, welche Kuxe oder Anteilrechte an den Gruben des Annaberger Bezirks hatten.

Schon im Jahre 1522 hatte Adam Ries in Erfurt sein erstes Rechenbüchlein erscheinen lassen. Es führte den Titel: Rechenung auff der Linien vnd Federn / auff allerley Hanthirung / ein gemeinleicht Büchlein zusammengelesen / für junge anhebende Schüler / gemacht durch Adam Rysen.

Dieses Buch ist es, das die Popularität dieses Mannes begründete; denn wenn Adam Riese uns auch nicht gelehrt hat, daß 2 mal 2 vier ist und 3 mal 3 neun, daß wir diese Rechnung und manche andere so einfach auszuführen wissen, verdanken wir diesem Manne.

Im Jahre 1532 gründete Riese eine Privatschule, in der er seine Rechenkunst lehrte.

1550 ließ er ein zweites Rechenbuch erscheinen, in dem er seine Methoden noch einmal gründlich darstellte. Auch ein Lehrbuch der Algebra, der Coß wie man damals sagte, besitzen wir von Adam Riese, doch ist dieses Werk, dessen Handschrift sich im Besitz der Staatsbibliothek zu Dresden befindet, erst 1860 gedruckt worden.

Am 30. März 1559 ist Adam Riese zu Annaberg gestorben, wo man ihm im Jahre 1893 ein Denkmal setzte, das das Ansehen Rieses auch bei denen wachhält, die niemals von der Schwierigkeit des Rechnens in jener Zeit gehört haben, als man noch nicht sagte: Das macht nach Adam Riese...

Erich Grisar

Was ist denn Dein Vater?

Schulgespräch 1913: „Habt Ihr der Neuen schon gesagt, was mit Ilse Karst los ist?" — „Sie wird es schon selbst merken." — „Ja, wir wollen warten, bis sie dahinterkommt, das gibt Spaß." — „Was ist denn der Neuen ihr Vater?" — „Bankdirektor!" Die Mädchen brachen in ah und oh aus. Sie waren befriedigt. Obwohl knapp zehn Jahre alt, hatten sie doch eine glitzernde Ahnung davon, daß Bankdirektor eine Art von Geldwächter war. Geld war etwas, wovon die großen Leute mit Hochachtung sprachen. Geld machte vornehm, also gehörte die Neue in die besten Kreise und der Wettbewerb um diese Schulfreundschaft setzte mit allen Mitteln ein. Aber sonderbarer Weise interessierte sich Eva König, die Neue, für die kleine, schmächtige Ilse Karst. Ein schüchternes Ding. Sie hatte allen Grund, schüchtern zu sein. Ihr Vater war der Schuldiener. Der Rektor hatte dem Kinde eine Freistelle verschafft. Ilse Karst gehört zu den Begabtesten in der Klasse. Sie hatte trotzdem einen schweren Stand in der Schule. Der Standesunterschied verbannte sie auf eine Insel, zwischen all den „höheren Töchtern" ihrer Klasse. Sonnabends sofort nach Schulschluß erschienen der Schuldiener Karst und seine Frau mit Eimer, Besen und Scheuerzeug. Da waren immer ein paar Mädels darunter, die noch ein wenig herumbummelten um zuzusehen, wie Frau Karst der Ilse die Schultasche abnahm und ihr dafür den Besen in die Hand drückte. „Da, Ilse, Eure Klasse kehrst Du selbst über, gelt? Ich richte einstweilen das Essen." Mutter Karst hatte fünf Kinder, sie empfand es als ein Gottesgeschenk, daß Ilse Englisch und Französisch lernen durfte und für zarte Empfindungen hatte sie keinen Raum in ihrem überhasteten Tag. Einmal wohl fand sie einen Zettel in Ilses Brottasche. „Mädchen warum weinest Du? Ach, ich weine dererwegen, weil ich muß die Klasse fegen . . ." — „Wer hat denn das geschrieben?" — „Käte Gröber, ihr Vater ist General . . ." — „Diese Gänse!" murmelte Frau Karst, und als Ilse losheulte, stellte sie ihr rasch eine Schüssel Kartoffel vor die Nase und legte den Küchenschnitzer daneben. „Geh, Ilsel, Arbeit ist das Feinste und Beste. Sag Vater nichts von dem allen. Er ist so stolz, daß Du hier lernen kannst. Vielleicht bringst Du es bis zur Lehrerin? Wer weiß, Gottes Wege sind wunderlich." Das war schwacher Trost für Ilse bekümmertes Herz. Heute war Freitag und morgen würde es Eva König, die Neue, die so nett zu ihr war, erfahren. Großvater erzählte, daß sie 1870 einen Franzosen in der Klasse gehabt hatten. Den machten es die deutschen Jungens nicht leicht und nach der Schlacht bei Sedan gab es eine große Prügelei. Ilse dachte oft an diesen Franzosenjungen. Aehnlich erging es ihr und nur darum, weil Vater das Schulhaus säuberte und im Winter die Oefen heizte. Bis jetzt hatte ihr Eva König noch nicht die Frage vorgelegt: „Was ist Dein Vater?" Lange ließ es sich nicht mehr verheimlichen. Die Klasse schien irgend etwas vorzuhaben. Sie tuschelten schon den ganzen Vormittag in den Ecken herum. Am Sonnabend fragte Eva: „Gehen wir heute zusammen heim? Du bist immer so schnell weg." — „Ilse hat den kürzesten Weg!" brüllte ein Mädel. „Sie wohnt in Besenmüllers Windmühle", rief eine andere. „Ilse braucht nur das Geländer runterrutschen!" schrie Käte, „dann ist sie zu Haus!" In dem Augenblick erschien Mutter Karst, Eimer und Besen in der Hand. „Wer schreit denn hier so?" fragte sie vorwurfsvoll. „Raus aus der Klasse, jetzt wird gekehrt. Mach die Fenster auf, Ilse." Die sah unverwandt Eva König an und wurde blutrot. Die Mädels schubsten sich und lachten. Eine flüsterte: „Das ist doch Ilses Mutter." Ilse trat plötzlich einen Schritt vor, nahm der Mutter den Besen weg und wandte sich zu den Mädels. „Bleibt doch ruhig da, Ihr könnt alle zusehen, wieviel Schmutz Ihr so macht, und was meine Mutter und mein Vater Euch nachräumen muß. Das ganze Jahr über sind das solche Berge von Dreck." Sie kehrte wütend ein paar Striche hin, dann fiel ihr der Besen aus der Hand, sie warf sich in eine Bank und weinte. Betreten schlichen die Kameradinnen hinaus. Irgend etwas hatte sich in ihnen gerührt. Etwas Unbekanntes, Feines. Es hat nichts mit Mitleid zu tun. Vielleicht war es das erste Wehen





einer kommenden Zeit. Eva König legte ihre Schultasche auf das Fensterbrett und hob den Besen auf. „Ich muß Ihnen helfen, Frau Karst, bis sich Ilse ausgeheult hat." Aber da stand Ilse schon neben ihr. „Du kannst das noch nicht richtig, immer Diele für Diele."

Eva kam noch manchesmal in aller Heimlichkeit und half Ilse. Sie genossen miteinander die Geheimnisse der leeren Schule, der großen Aula. Sie entdeckten die Herrlichkeiten des Schulbodens, auf dem in der Kriegszeit Brennesseln getrocknet wurden. Der Zufall gab es, daß ihre Väter zusammen draußen im Schützengraben lagen. Fragte jetzt ein neuer Lehrer wohl: „Was ist Dein Vater?", bekam er zur Antwort: „Unteroffizier" — „Gefreiter", oder „Kompanieführer mit EK I." Für einen anderen Berufsstand interessierte sich niemand mehr in dieser ernsten Zeit großer Berufung. „Die Töchter aus gutem Haus" standen viele Stunden lang neben der Mutter in Reih und Glied im Hofe der Kohlenverteilungsstelle, Säcke in den froststarren Händen, ein Auge auf das Leiterwägelchen am Tor. Mit den leeren Kistchen vom letzten Male standen sie einen viertel Tag lang vor der Käsefabrik. „Unsere Aufwartung arbeitet jetzt in der Munitionsfabrik." „Und unsere Emma ist beim Roten Kreuz. Macht Ihr auch alles allein?" — „Klar!" Freilich gab es immer wieder Ueberwindungen. Grete wischt die Treppe, das Vokabelheft in der Schürzentasche. Eine Pflicht darf nicht unter der anderen leiden. Beides vereinen erfüllt mit Stolz. Aber da hört sie mit dem fünfzehnjährigen Ohr, das schon so ein ganz klein wenig die ersten Herzgeräusche vernimmt, den Primaner Egon Wurst die Haustür werfen. Egon, eines Gutsbesitzers Sohn und bei Neumaiers, erste Etage, in Pension, Egon mit den Anzeichen eines Schnurrbartes und der grünen Mütze, der darf sie hier nicht treffen, den Wischhader in der Hand. Sie reißt Eimer, Lappen, das „Kniekissen" an sich und stolpert treppauf, verliert das Heft, stürzt wieder zurück, schwappt das Spülwasser über ihre Füße und rettet sich noch gerade hinter die Glastüre. Sie findet sich selbst lächerlich und weiß nur nicht, wie das alles so zusammenhängt. Dienstmädchen! Demnach wäre ja Mutter ihr Leben lang Dienstmädchen. Sie denkt daran, was Mutter mal passiert war. „Professors drüben, die neu eingezogen sind, die haben aber ein feines Mädchen und so selbständig und sicher beim Einkauf. Die Frau Professor sieht man überhaupt nicht." Vater ließ die Zeitung fallen und schmunzelte: „Das glaube ich, das „feine Mädchen" ist nämlich selbst die Frau Professor."

Weiter rann die Zeit. Die Menschen, die heute dreißig sind und darüber, erlebten in jüngsten und jungen Jahren einen großen Krieg und zwei Revolutionen. Als Käte Gröber eines Tages totenblaß ins Schlafzimmer trat und an der Türe schon verkündete, daß man ihrem Vater auf der offenen Straße die Achselstücke runtergerissen, gab ihr Ilse als erste die Hand. Sie ging immer noch schwarz. „Gefreiter Karst, gefallen auf dem Felde der Ehre." Einer der ersten auf der Heldentafel in der Aula, von den Männern unserer Schule. Wir vergaßen ihn nie mehr, den kleinen Mann in der blauen Leinenjacke, der jahraus, jahrein unser Schulhaus reinhielt, die Fenster blank, die Oefen warm, der die Turnhalle bohnerte und mit zarten Händen die ausgestopften Tiere, die Füchse und Eichhörnchen, die Adler und Möven abstäubte. Es war wohl kein Zufall, daß sein begabtes Mädel gerade in der Klasse der „Hochnäsigen" saß und von den gewaltigen Taftschleifen ihrer Mitschülerinnen verschattet wurde. Eine Folgerichtigkeit in der Entwicklung der Dinge war es. Ilse und Eva sind Freundinnen geblieben. Sie nennen sich nicht Busenfreundinnen, sondern „Besenfreundinnen". Ihre gleichaltrigen Töchter werden einmal zusammen den Arbeitsdienst besuchen und herzlich lachen über die Schulerinnerungen ihrer Mütter.

Schulgespräch 1939: „Du, was ist eigentlich dein Vater?" — Der sechsjährige Pimpf sieht den alten Lehrer mit dem langen Bart, der heute gastweise in der Schule weilt, tief erstaunt an, besinnt sich und spricht: „Am liebsten ißt er Hammelfleisch und grüne Bohnen, aber das kann ja Mutti nicht jeden Tag kochen." Freundlich greift der schmunzelnde Junglehrer ein. „Der Herr Doktor meint, welche Arbeit dein Vater betreibt?" — „Ach so!!" Nun erzählt er strahlend von Zeichentisch und Zirkel, von Stiften und Winkeln und Maschinenmodellen. Arme fuchteln, Finger schnippen, jeder Junge will von seines Vaters Arbeit berichten. „Tiefbau, mein Vater ist beim Tiefbau, ganz groß, Herr Lehrer!" — „Und meiner ist Pressephotograph und hat mehrmals Max Schmeling im Ring mit draufbekommen." — „Und meiner ist Tierarzt und hat schon Löwen geimpft." — „Wir haben eine Gärtnerei und die übernehme ich mal. Bis dahin sind Vaters Obstbäume solche Kerle. . ."

Annemarie Hering





Aufnahmen: Walter Remmel

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

9. Fortsetzung

„Tragt auf den Schweinebraten, dazu die Hühner jung!" ertönt Pans weiche Stimme. Diesmal hat er sogar zum Teil recht, denn das gefrorene Ferkel hat einen saftigen Braten geliefert. Die Stimmung ist froh, die Deutschen siegen ja. Rumänien ist erledigt, Rußland kampfmüde. Die Namen: Hindenburg, Ludendorff und Mackensen werden auch in Baigasina mit Stolz genannt. Eins ist sicher, der Krieg dauert nun nicht mehr lange! Wir trinken uns zu, zwar nicht mit Rheinwein, aber mit einem Schluck „bedeutenden Kaffees", wie unser Doktor zu sagen pflegte. Ja, unser Doktor! Er fehlt uns allen. Seine anregende Unterhaltung, sein scharfer Witz machten unsere Abende inhaltvoller und lebendiger.

Mein Mann aber und ich wechseln verstohlen einen Blick. Wir haben seit kurzer Zeit ein Geheimnis, das uns beunruhigt und beseligt. Als ab unser langer Freund unsere Sorgen erraten hat, sagt er mit dem Brustton der Ueberzeugung: „Der Krieg ist bestimmt in einem halben Jahre beendet", und alle nicken nachdenklich und schütteln sich voller Hoffnung die Hände.

Auch Silvester wird gemeinsam verbracht, und diesmal werden sogar Orakelschiffchen schwimmen gelassen. Pan und ich haben Verse auf schmale Papierstreifen geschrieben und um eine Waschschüssel geklebt, aber so, daß sie über das Wasser ragen. In der Schüssel schwimmt eine halbe Walnußschale mit einem brennenden Lichtstümpchen. Jeder darf nun, nach dem Alter, einmal mit dem Finger das Wasser bewegen. Wenn ein Papierstreifen Feuer fängt, wird er schleunigst abgenommen und laut verlesen. Was wurde alles in Baigasina prophezeit!

Mein Mann aber fand auf seinem Kopfkissen einen kleinen Brief:

„Reich mir in Deiner schlichten Art
nur stumm die Hand,
So wollen wir den festen Bund erneuern.
Das neue Jahr fand uns im fremden Land,
Fand weit uns von der Heimat, von der teuren.
Das alte Jahr hat manchen schweren Schlag
Auch uns versetzt mit unbarmherz'ger Rute,
Und doch gab es auch manchen frohen Tag,
Es gab auch Sonnenschein und vieles, vieles Gute.
Wir brauchen, Gott sei Dank, es nicht zu schmähen,
Uns raubte es, was wir entbehren können,
Doch gibt es viele, die gebrochen stehen
Und die das alte Jahr mit Tränen nennen.
Wir wurden reicher nur in vielen Dingen
Und haben frei und frank um uns geschaut.
Wir sahen voll Stolz das große heiße Ringen,
Und haben fest aufs Vaterland gebaut.
Das Vaterland und unser stolzes Glauben,
Sie gaben diesem dunklen Jahre Licht,
Das konnten uns selbst Haß und Neid nicht rauben,
Das nahmen uns auch Trug und Lüge nicht.
Wir beide wollen auch deshalb nicht klagen,
Blieb uns nicht unser helles, frohes Glück?
Drum schauen wir in diesen ersten Tagen
Des Jahres froh voraus, voll Dank zurück."

In meinem Glück, das ich so bewußt empfinde, steigt immer wieder die Frage auf: Soll ich immer Sonntagskind bleiben? Wann kommt der Schmerz, der Kummer? Wo lauert er?

Wenn der Krieg doch nicht zu Ende geht und ich meinem Kindchen im Baschkirendorf das Leben schenken muß, ohne Arzt, ohne jegliche Hilfe? „Dann begrabe mich nur unter meiner Birke, hier in Baigasina auf dem Hügel mit dem weiten, weiten Blick." Aber solche Reden will mein Mann gar nicht hören, dann findet er trostreiche, zarte Worte und versteht es wieder, Lebensmut und Tapferkeit zu wecken. Ich flüstere leise: „Vielleicht wird es ein Sohn..." Aber da lacht er laut, so aus vollem Halse, glücklich, mich wieder froh zu sehen. „Wo denkst du hin! Es wird wieder ein Mädel! Ein viertes Herlein! Und das hat auch sein Gutes, dann bestellen wir in Zukunft Mäntel, Hüte und Kleider gleich im Dritteldutzend."

Bald schläft mein Mann fest, ich aber liege lange wach und träume mit offenen Augen. Die Erfüllung der Sehnsucht meines Lebens steht wieder vor mir: ein Sohn. Ich stelle ihn mir vor als kleinen Buben, als Schüler, Studenten, als Mann, wenn ich ein altes Mütterchen sein werde. Ich weiß, es kommt jetzt eine schwere Zeit für mich, sie wurde mir auch bei den drei Mädelchen nicht erspart, aber mein Leben hat einen neuen, herrlichen Inhalt. Jede Mutter träumt, sinnt und hofft — zittert und zagt wohl auch einmal. Wer will ihr das erstere wehren, das zweite verargen?

*

Im Januar 1917 bringt mein Mann ein braves deutsches Mädchen aus Temjasowo mit; ich soll entlastet werden. Anna Meier greift mit ihren drallen Armen zu und der Tag ihres Einzuges wird von allen gesegnet. Nun kommen auch unsere Spaziergänge wieder zu Ehren. Hinaus in die weiße Pracht! Ach, was ist doch so ein sibirischer Wintertag mit Sonnenschein und knackendem Frost für ein herrliches Ding! Wer kann die Stille und den Frieden des in unermeßlichen Schnee gehüllten Waldes beschreiben?

Dieser Winter wird grausam kalt. Besonders unser blutarmes Nesthäkchen friert jämmerlich. Zuweilen hockt sie vor dem Feuer wie ein kleines Baschkirenmädel und wärmt sich die blaugefrorenen Händchen. Dabei sparen wir nicht an Holz! Ein paar Tage in der Woche steht mein Mann dampfend in der grimmigen Kälte und hackt das steinhart gefrorene Holz, daß die Splitter fliegen. Aber was hilft alles Heizen! Der Fußboden ist so kalt, daß ein Tropfen Wasser sofort gefriert. Deshalb halten sich die Eingeborenen ja auch auf den Pritschen auf. Aber wir können doch nicht tagelang mit untergeschlagenen Beinen auf der Pritsche hocken! Die Kälte muß eben hingenommen werden, wenn auch an einem Schemel, der am Ofen steht und uns als Waschtisch dient, oft lange Eiszapfen herunterhängen. Das ist in der w a r m e n Stube, in der kalten friert das Wasser in den Eimern bis auf den Grund, und meine Schwester und Anna Meier müssen heldenhaften Mut aufbringen, um morgens ihr Lager zu verlassen.

*

Im Februar 1917 bringen die Zeitungen die böse Nachricht, daß Amerika in die Zahl unserer Feinde eingetreten ist. Da gibt es sorgenvolle Gespräche! Ein langer Brief unseres Doktors trifft ein, auch er ist der Ansicht, Amerika, dies reiche, satte Land, ist nun am Schlusse des Krieges ein zu gewaltiger Feind. Aber wenn alle graue Gedanken spinnen, ruft Pan: „Wir aber haben Hindenburg!" „Gewiß, gewiß, aber ein Mann wiegt doch kein Land auf!" und mein Mann wirft dem leichtsinnigen Knaben einen strafenden Blick zu. Doch das Wörtchen bleibt, und das Wörtchen hilft: Wir aber haben Hindenburg!

Eine gute Nachricht erreicht uns aber auch: in Temjasowo ist ein Haus als bescheidenes deutsches Krankenhaus eingerichtet worden, natürlich nur aus deutschen Mitteln. Sogar eine Abteilung für Pockenkranke ist vorhanden, diese furchtbare Krankheit herrscht in allen Dörfern. Eine liebe dänische Schwester hilft und sorgt, und ihr zur Seite steht einer der Diakone, die schon

Aufnahme: Hans Richter



Riedgras im Wind

vorher ihr Leben in den Dienst der Landsleute gestellt hatten. Der andere hat es nicht mehr erlebt; seine strahlend blauen Augen haben sich für immer geschlossen. Er ruht schon lange in Feindesland:

Sacht fällt der Schnee und deckt mit weichem Flaume
Das namenlose Grab am Waldessaume,
Und in der Heimat harrt in stummem Schmerz
Auf den Verlorenen ein einsam Herz.

Der, der diese Zeilen schrieb und in unserer handgeschriebenen „Steppenzeitung" veröffentlichte, er selbst hat auch nie die Heimat erblickt, in der auch auf ihn ein treues Herz und muntere Kinder harrten.

Ohne Sang, ohne Klang, wie's Baschkirenart,
Ward er in fremder Erde verscharrt.

*

Einförmig fließen die Tage hin. Oft sitze ich auf meinem Liegestuhl und lasse meine Blicke immer wieder durch das kleine Fenster über das verschneite Dorf mit dem spitzen Turme der Moschee oder auf den zwei Zacken der Greifensteine ruhen. Manchmal leistet mir Pan Gesellschaft. Wir lesen Faust zusammen; Faust I und II. Aber gründlich, mit Kommentar. Zuweilen lasse ich meine Arbeit sinken, es ist mir zu jämmerlich zumute. Pan merkt es, er wirft einen prüfenden Blick auf mein Gesicht.

„Schon lange wollte ich Sie fragen, was ist denn los? Zum Donnerwetter, man kann das doch nicht so auf die leichte Achsel nehmen, wie Ihre Schwester und Ihr Mann es tun! Das sieht doch ein Blinder, Sie sind nicht mehr die alte, ganz schmal und blaß im Gesicht!"

Ich sehe den sorgenvollen Freund nur an, muß man denn alles in Worten aussprechen? Er ist doch kein Kind mehr! In Gedanken sage ich: „Pan, Junge, ich erwarte doch ein Kindchen!" Und plötzlich hat es der Kleine verstanden. Es ist wohl etwas in meinen Augen, was ihn daraufgebracht, oder hat er das Jäckchen bemerkt, das in meinem Schoße liegt und welches selbst für Erika zu klein ist? Stumm steht er auf und geht aus dem Zimmer.

„Was ist denn mit Pan los", fragt mein Mann, „er wird doch nicht den Kaffee versäumen? Habt ihr euch gezankt?"

„Aber nein, da kommt er schon wieder!"

Pan hat seine Mundharmonika geholt, und leise erklingt es: Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du, schließe die blauen Guckaugen zu . . .

Da kommt, ohne anzuklopfen, Naviola, unser junger Wirt, herein. „Ich bringe die Post, der Lange selber kommt nicht, er läßt grüßen."

Oben auf dem Packen liegt ein Brief vom Riesen Pinkepank. Darauf steht in großen Buchstaben: „Achtung! Gleich lesen! Wichtig! Auch ohne mich einen ‚Bedeutenden' trinken!"

Da sind wir aber neugierig. Es ist auch etwas Wichtiges. Für uns Zivilgefangene ganz Wichtiges: die große Umwälzung im russischen Staate. Der Zar hat für sich und seinen Sohn abgedankt, ein genialer Staatsstreich scheint glänzend gelungen. Das Heer auf seiten der Revolutionäre. Eine neue Regierung unter Führung des Dumapräsidenten. Die neue Regierung verspricht den Himmel auf Erden und ein siegreiches Ende des Krieges. Meinen Mann packt eine große Unruhe; er hält es in Baigasina nicht aus. Die nächste Post muß er gleich haben. Schnell wird sein Köfferchen gepackt, und er fährt aus der Einsamkeit in die „Welt". Nach fünf Tagen kommt er heim. Ganz Rußland ist in einem Taumel der Begeisterung. Kerenski, dieser geniale Volksredner, hält eine zündende Ansprache nach der anderen, Vergießt Tränen und verteilt in slawischer Rührseligkeit seine Küsse. Amnestie, Rückgabe der finnischen Rechte, Befreiung der politischen Gefangenen, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Die Baschkiren, diese Hammel, wie mein Mann sie treffend bezeichnet, nehmen gar keinen Anteil an all dem Geschehen. Stumpf sind sie und unintelligent.

Bald melden Zeitungen den Zerfall des Heeres. Soldaten strömen massenhaft in die Heimat zurück. Jetzt dürfen wir auf einen Separatfrieden hoffen!

Nun endlich wird es auch in Baigasina Frühling. Er kommt nicht mit der erdrückenden Fülle des italienischen Lenzes, den ich einst in Rom mit jungen, frohen Augen genossen hatte, steht nicht zauberhaft in plötzlichem Reichtume da, wie in Petersburg, wo über Nacht der Winter entschwindet. Hier kommt er ärmlich und karg. Es ist fast so, als ob ein geiziger Mensch sich nur mühsam entschließt, etwas von seinem Reichtum herzugeben. Mit einer Hand gibt er, mit der anderen nimmt er.

Wieder hat Pan mir das erste Blümchen gebracht, das ist schon Tradition. Ein winziges, halberstarrtes Anemönchen. Aber ein Blümchen, und eines von diesem Jahr. Auch der Riese legt seine erste gefangene Forelle auf dem Altar der Freundschaft nieder.

Leider bringt der Frühling auch viel Krankheit mit sich. Auch beide Freunde liegen. Der arme Lange plagt sich mit einem Anfall asiatischen Fiebers; Pan, der Dichter, hat sich tief in den Fuß gehackt. Er wollte den verreisten Hausvater ersetzen, der gute Knabe, und ist nun so bitter belohnt.

Meine Schwester und ich gehen jeden Nachmittag hinüber, um nach den Freunden zu sehen. Eines Tages hören wir ein donnerähnliches Geräusch. Es ist, als ob ein Heer von Rossen über die Erde stürme. Das Haus erzittert, die Fenster klirren. Gellende Schreie ertönen. Hart an der Wand der Hütte ist ein mächtiger, lawinenartiger Schneerutsch niedergegangen. Die halbgetauten Schneemassen, die die Häuschen gefährdeten, münden zum Glück, ohne Opfer zu fordern, im Suwenak. Der Schreck aber zittert noch lange in uns nach.

Wochenlang können wir Frauen im Frühling die Stube nicht verlassen, denn der Schlamm auf der Dorfstraße ist unbeschreiblich. Um so froher sind wir und die Kinder, als am Ostersonntag der erste Spaziergang gewagt wird. Mit List und Tücke kommen wir auf den Berg und blicken wieder ins „Tal der Sehnsucht". Wann ziehen wir fort? Geduld, Geduld! Die Hauptsache: der Winter ist überstanden!

Im Mai beginnen die Baschkiren wieder ihr Nomadenleben; es geht auf die Katschöwka. Dieses Mal lassen sie keinen Wächter zurück. Wir haben ihr Vertrauen gewonnen, und manche Kostbarkeiten müssen wir in Verwahrung nehmen. Wir sehen die Eingeborenen gerne scheiden. Wie herrlich ist nun die Stille im Dorf! Alle Häuser geschlossen, alle Höfe leer. Wir sind Alleinherrscher. Nur verlassene Hühner, herrenlose Hunde und die Ziegen, die tagsüber die Berge bevölkern und abends auf der Dorfstraße lagern, beleben das Bild.

Wenn die Kinder schlafen, machen wir noch einen kleinen Gang durch das Dorf. Die Ruhe! Das herrliche Bewußtsein, meilenweit ist kein Mensch außer uns. Ja, richtig, unsere guten Freunde! Besuchen wir sie einmal. Ueber den Zaun schaut der Riese. Er steht weder auf einer Erhöhung, noch ist er heraufgeklettert, nein, er ist wirklich so groß! Friedlich raucht er seine Pfeife mit Tabak eigener Fabrikation. Er strahlt auf, öffnet das Tor, und wir setzen uns unter die „Linde", die eigentlich ein Birkenbaum ist. Der geborene Berliner sehnt sich wohl nach einem Lindenbaum. Viel hat man sich nicht zu erzählen, denn es passiert nichts von Belang, aber es tut gut, zusammenzusitzen, im Bewußtsein der Kameradschaft. Eine Frage bewegt uns! Kommt der Zaubervogel wieder? An mehreren Abenden kam er langsam in herrlichem Fluge, sich vom klaren Himmel deutlich abhebend, über unser Dorf geflogen. Er schimmert rosig und weiß, hat einen langen Hals und lange Beine, ähnlich wie ein Storch. Ein Reiher? Ein Kranich? Ach nein, unser Baigasinaer Zaubervogel!

Manchen Landsmann zieht es in den Sommermonaten zu uns. Sie staunen über unser friedliches Leben, ohne Klatsch, ohne Zank! Es gefällt ihnen im Märchendorf Baigasina, sie wollen am liebsten dableiben, aber die Einsamkeit ist ihnen doch zu groß.

Wenn wir einen Gast besonders ehren wollen, dann trinken wir den Kaffee nicht zu Hause, sondern unter Mutters Birke. Die Birke ist längs der Erde gewachsen, so daß auf ihrem Stamme viele Menschen nebeneinander sitzen können, und der Blick, der Blick ist das Schönste, was wir in Baigasina bieten können.

Viel Freude machen unseren Gästen auch die Hexlein, besonders Erika, die jetzt rundlicher und rosiger wird und das Herz eines jungen Landsmannes, der wohl lange keine deutschen Kinder gesehen, ganz bezaubert. Ihr bekommt die „zugelaufene Ziegenmilch" so gut. Drei heimatlose Ziegen kommen nämlich jeden Abend zu uns und bitten mit ihren bernsteingelben, kalten Augen, man soll sie doch melken. Ihre Zickel sind vielleicht gestorben, die Milch quält sie, und Anna Meier ist gerne bereit, sie zu erleichtern. Die Hexen halten mit der Miene eines Löwenbändigers die Ziegen an den Hörnern fest.

Eines Nachts hören wir jämmerliches Meckern; es klingt quälend traurig und ängstlich. Meine Schwester steht auf, kann aber nichts finden. Erst unsere Irmgard endeckt die gute „Abschachmanka", die größte Ziege, tot und starr hinter den Ställen. Am Abend kommt nur eine Ziege, von der dritten sehen und hören wir nichts, aber wir riechen sie. Unser gleichfalls zugelaufener Hund, Putzi, ein treuer brauner Setter, wird fett und dick, wir aber wissen nicht, wie und warum. Da sehe ich ihn unter einer Hütte hervorkriechen; also dort liegt die tote Ziege! Mein Mann hat den angenehmen Auftrag, die schöne Leiche an den Hörnern zum Fluß zu schleifen, wo die Raubvögel, es gibt ja so unendlich viele in den Vorbergen des Urals, bald reinen Tisch machen.

Naviola hat sich ein neues Hüttchen gebaut, das stellt er uns, solange er fort ist, zur Verfügung. Das kommt uns sehr zu paß, und meine Schwester belegt das einzige Stübchen des Hauses gleich mit Beschlag und will es für mich vorrichten. Sie arbeitet mit Anna Meier unter Strömen von heißem Wasser und grüner Seife und bezieht die Wand sogar mit Leintüchern. „Sauberkeit", sagte sie, „ist nicht das halbe Leben, wie unser Vater zu sagen pflegte, sondern das ganze." Auch ein Bett wird aufgestellt. Ein Bett! Klingt das nicht stolz? Für uns jedenfalls, die wir gewohnt sind, auf Pritschen oder auf dem Fußboden zu schlafen. Mir hat aber unser guter Riese Pinkepank ein Bett gezimmert und mit einer Hängematte elastisch bezogen. Auch Packen aus Petersburg sind eingetroffen. Es fehlt nur die geschulte Hilfe, die Hebamme. Aber auch sie findet sich in einem weitgelegenen Dorf unter den deutschen Frauen. Sie selbst ist zwar nicht geschult, aber ihre Mutter war Hebamme, und da hat sie „viel gehört". Eine bescheidene Ausbildung! Wie dem auch sei, sie hat die Uebung und einige Erfahrung, und die fehlen meiner Schwester und sind mehr wert als das große Schwesternexamen, wenigstens in diesem Falle. Rechtzeitig macht sich mein Mann auf den Weg, um die kluge Frau zu holen; denn es dauert zwei bis drei Tage, bis er wieder dasein kann. Auf dem Heimwege fällt ihn die Angst wie ein wildes Tier an. Hätte er nur nicht so viel aufgepackt! Sein Schimmel, sonst ein braves Tier, scheint heute nur zu kriechen. Der Weg nimmt kein Ende, er feuert sein Rößlein an, er fühlt sein Herz klopfen, immer die Worte: Tot, tot, tot!

Gott sei Dank, daß Aline da ist, die gute, gute Schwester! Endlich tauchen die Greifensteine auf, endlich das Tal der Sehnsucht, es wird zum Tal der Qual. Nun noch durch den Suwenak, im schnellsten Trabe durchs leere Dorf und — am Tore stehe ich strahlend in dem weiten Kleide, die drei Hexlein um mich herum, voller Freude über die Ankunft des Vaters, die neue Hausgenossin neugierig musternd.

„Gottlob, gottlob!" entringt sich's leise den Lippen meines Mannes; ich aber mache ihm Vorwürfe, daß er sich so gehetzt habe, er sei ja ganz blaß und sähe aus zum Erbarmen!

„Nun, ich habe es doch gesagt", ertönt die ruhige, tiefe Stimme der Alten, „die junge Frau ist doch ganz munter! Nur ruhig, ruhig, keine Bange!"

In den zehn sonnigen Tagen, die noch ins Land gehen, stehe ich oft vor dem Körbchen und streiche über die Sachen. Da liegt das kleine Kopfkissen, auf dem schon die drei Mädel ihren ersten Schlaf schliefen. Wie wird nun das vierte Köpfchen sein, blond, braun? Wird es wieder ein Mädel? Oder diesmal ein Knabe?

Es ist eine herrliche, sternklare Augustnacht, als ich endlich meinen Mann leise wecke, damit die drei kleinen Mädchen nicht aufwachen.

„Du lieber Gott, ums Himmels willen!" Er ist doch recht erschrocken.

„Leise, leise, gib mir nur den Schlafrock; ich gehe hinüber in Naviolas Häuschen, wecke du die andern." Aber mein Mann führt mich selbst herüber.

Der Mond steht über den Greifensteinen, es ist feierlich still und herrlich einsam. Da ertönt der Ruf eines Uhus, ganz nah, schauerlich in seinem dunklen, tiefen Ton: Uhu, Schuhu! Ein Zittern überläuft mich, der Unglücksvogel! Schnell trete ich in die kleine Stube...

Nun ist es da, nach hartem Kampf, das neue Kind.

„Ist es ein Sohn?" Ich frage zweimal. „Gewiß, gewiß ein Jungchen", antwortet die Alte langsam, viel zu langsam. Sie weiß es nicht, welch ein Sturm des Glückes diese Worte in einem dankbaren Herzen hervorrufen.

Ich habe einen Sohn.

Meine Schwester lacht mir zu: Siehst du, ich habe recht, es ist ein Junge!" „Und ein Junge, ein Junge!" jubele ich meinem Manne zu, der eilig in die Stube tritt. Ein Lächeln breitet sich wie Sonnenschein auf seinen ernsten Zügen aus, und behutsam tritt er zu Mutter und Kind.

„Das ist ja ein Prachtjunge! Nein, dieser Brustkasten! Diese dicken Beinchen und Arme! Habt ihr den Specknacken gesehen?"

„Alles, alles haben wir bewundert, aber siehst du auch, was er für Händchen hat? Wahre Pranken! Das ist ein Erbteil von dir, Robert, das kommt von deinem ewigen Holzhacken." Meine Schwester nimmt den Kleinen mit mütterlich zärtlicher Bewegung an sich: „Komm, mein Holzhackerle, du!" Sie reicht ihn mir, und ich küsse zum erstenmal das flaumige Köpfchen. „Habe Dank, daß du kamst, mein Sohn Roland."

Am anderen Tage scheint die Sonne in Baigasina auf eine glückliche Familie herab. Als ich nach erquickendem Schlaf aufwache, treten mein Mann, in seinem sorgsam gehüteten blauen Anzuge, die drei Herlein in weißen Kleidern, strahlend vor Glück, an mein Bett. Da ist es nun, das ersehnte Brüderchen!

„Roland, Roland", ruft Erika, „guck mal auf mich! Lach doch einmal!" „Auch das kommt noch, nur immer langsam voran, und jetzt wird er speisen. Wenn ihr ganz still und artig seid, dürft ihr sehen, wie Brüderchen trinkt." Nein, dieser verhaltene Jubel, als der Junge mit dem den kleinen Kindern eigenen Instinkt die Quelle seiner Nahrung findet und bald gemütlich schluckt.

Aber die Kinder müssen hinaus, Ruhe, Ruhe! Meine Schwester ist sich der Verantwortung voll bewußt. Mittlerweile hat mein Mann das Körbchen betrachtet und unter Fluchen an die fünfundzwanzig Wanzen herausgefischt! Auch mich beißen sie wie die Hunde. Und dabei ist es eine unbewohnte, sorgfältig gereinigte Hütte! Ich kenne jeden Balken, denn von meinem Fensterplatze aus schaute ich mit Erstaunen und manchmal mit Unwillen, wie diese „Villa" entstand. Die Balken wurden ineinandergefügt, mit Moos verstopft; der Dachstuhl mit Bast, ja, mit Bast, verbunden. Leichte Bretterchen, die meisten alt, wurden draufgenagelt, manchmal aber auch nur durch eine Querstange gehalten. Nun, solange ich liege, wird das Haus schon halten.

(Fortsetzung folgt.)

Mütter schreiben uns

Der Jäger, der Maurermeister und die Klosterfrau!

Eben habe ich meine beiden acht- und dreijährigen Trabanten im Bett, als ich vom Nebenzimmer aus, auf die so rege Unterhaltung aufmerksam werde und nun dem drolligen Erzählen der zwei lausche: Du, Ingelein, ich weiß schon, was ich werde, wenn ich groß bin: Maurermeister oder Jäger! Wenn ich Jäger bin, schieß ich aber all die Häslein tot, vielleicht auch mal die Eichhörnchen, mal sehen, ich weiß nämlich nicht genau, ob man das auch darf. J—a—a, und wenn denn ein Häslein und noch ein Häslein kommt und Ingelein ist gerade mit Opa da im Wald, dann ruft Inge ganz laut: „Hans-Jürgen, komm aber mal ganz schnell her und ßieß ein Häslein und ein Häslein, das sind zwei Häslein, ganz tot! O ja! Oder auch mal vielleicht ein Eichhörnlein." Nu sei erst mal ruhig, Inge! Wenn ich Maurermeister bin, bau ich Häuser, schöne große und auch wohl mal ein kleines für Inge. Nein, Inge möchte aber ein ßönes großes Haus haben, mit Fenstern und eine Tür mit einem Schlüssel und ganz oben ein Schornstein für den Schornsteinfeger, ja. Oder Hans-Jürgen baut auch mal die großen braunen Rohre auf der Straße, wie die Männer? Nich du, Hans-Jürgen? (Die großen braunen Rohre sind ihr von einem kürzlichen Straßenbau noch in so guter Erinnerung.) Nee du, die bau ich nicht, die stinken ja so! Die mach du man lieber rein, du kannst ja Klosterfrau werden. Denn kannst du immer die alten Stinkrohre blankputzen. Am Bahnhof oder in Hamburg machst du dir kleine Häuser, das sind denn die Klos; die Türen müssen so kleine Dinger haben, so ähnlich wie Spartöpfe. Wenn die Frauen oder die Mädchen kommen und müssen mal, du bist ja Klosterfrau „für Frauen", nicht, Inge, dann müssen die erst in den kleinen Spartopf 10 Pfennig stecken, und dann macht Inge ihnen die Tür erst auf, nicht, du? Und für das Geld, da ist ja bald viel drin, kann Inge sich was Feines kaufen. Du, vielleicht ein Dreirad, du wolltest doch immer schon so gern eins haben. Ach nee, Inge, du bist dann ja schon groß und eine Klosterfrau, die kann ja nicht mehr auf einem Dreirad sitzen. Nee, sagt auch Inge, aber weißt du was, Hans-Jürgen? Ingelein sagt dem Weihnachtsmann, er soll mal bitte für Inge Schlittschuhe und Sneeschuhn bringen.

Dann verstummt plötzlich die kleine Klosterfrau. Sie dachte wohl an ihren großen Bruder, den sie vor einigen Tagen mit Schlittschuhen auf dem Eis sah, wie er noch recht unsicher daherkam. Vielleicht war ihr nun doch nicht so ganz wohl bei dem Gedanken an Schlittschuhen. Auch Hans-Jürgen sagte nichts mehr; da waren der Maurermeister und die kleine Klosterfrau wohl eingeschlummert und sehen sich im Traum jeder in seinem Beruf. G. P.

Wie man es auch machen kann

Gib den Gebrauchsgegenständen in deinem Haushalt keine festen Plätze, sondern stelle sie immer dahin, wo gerade ein Platz frei ist! Die Abwechslung macht die Arbeit interessant, und das stundenlange Suchen verschafft dir angenehme Arbeitspausen. Kochrezepte, Gebrauchsanweisungen, Rechnungen (bezahlte und unbezahlte) und dergleichen sammelst du am zweckmäßigsten auf losen Blättern und ohne Verzeichnis, damit du sie möglichst schwer findest.

Benütze möglichst alle Inventargegenstände deines Haushaltes als Universalgegenstände! Du glaubst gar nicht, wie gut man mit einer Schuhbürste Nägel einschlagen kann und wie fein sich mit einem Tischmesser Kisten aufbrechen lassen. Daneben hat dies noch den großen Vorteil, daß sich die Gegenstände schneller abnutzen, und daß du dadurch diese Sachen öfter durch neue ersetzen kannst.

Werkzeuge brauchst du im Haushalt überhaupt nicht. Wenn irgend etwas nicht klappt, hole sogleich einen Handwerker. Dann hast du die Freude an einer Reparatur. Denn die Handwerker haben ja nichts anderes zu tun, als auf dich zu warten. Wozu willst du dich mit diesen Sachen abplagen? Allerdings, das Tapetenkleben im guten Zimmer machst du besser allein, das verstehen die Handwerker ja doch nicht.

Ueberhaupt: Sparsamkeit in allen Dingen! Repariere deine Nähmaschine und die Uhren in deinem Hause stets selbst. Schraube alles völlig auseinander und sortiere die Bestandteile nach der Größe. Das Zusammensetzen verschafft dir später ein entzückendes Geduldsspiel, das dich tagelang fesseln kann, ohne daß du die richtige Lösung findest. Das ist — nebenbei gesagt — viel anregender als Kreuzworträtsel lösen.

Wehre dich grundsätzlich gegen jede zeit- und arbeitsparende Neuerung im Haushalt. Zu Großmutters Zeiten hat es die ja auch nicht gegeben. Warum willst du nun damit anfangen?

Wenn es irgendwo nach Gas riechen sollte, so schließe zuerst alle Fenster, dann zünde ein Streichholz an! Du sollst sehen, der Gasgeruch ist weg — das Haus und du allerdings auch.

Tropfende Wasserhähne lasse ruhig weiterlaufen! Nach statistischen Berechnungen dürfen wir alle mehr als das Zehnfache an Wasser verbrauchen — und der Hauswirt zahlt das Wassergeld gern.

Wenn eine Sicherung durchbrennt, setze sogleich eine neue ein, alles andere braucht dich nicht zu bekümmern! Erst wenn zehn nacheinander durchgebrannt sind, sieh nach, was los sein kann und nimm den schadhaften Störenfried aus der Leitung. Denke immer daran: die Fabriken für Sicherungsgegenstände wollen auch leben. H. R.







Bildergrüße









Aufnahmen: Radke, Siechert, Reve, Viehöver, Helbig, Krischke, Roos



Rätsel

Fix herbei, ihr kleinen Geister!
Wer wird heute Rätselmeister?
Spitzt die Ohren, gebt wohl acht!
Wer's nicht weiß, wird ausgelacht!
Welcher Schuh ist ganz aus Eisen?
Welche Bahn dient nicht zum Reisen?
Welcher Schirm schützt nicht vorm Regen?
Welches Haus kann sich bewegen?
Welche Augen sehen nicht?
Welche Hähne krähen nicht?
Welcher Flügel kann nicht fliegen?
Welche Waage kann nicht wiegen?
Welche Birne ißt man nie?
Welches Futter frißt kein Vieh?
Welches Wasser trinkt man nicht?
Welches Bein sitzt im Gesicht?
Welcher Hals ist wohl aus Glas?
Welcher Regen macht nicht naß?
Welche Kehle singt kein Lied?
Welchen Nagel macht kein Schmied?
Welcher Hut ist gar kein Hut?
– (Jedes Mädel kennt ihn gut!) –
Welches Blatt ist gar kein Blatt,
Weil's nicht Stiel noch Rippe hat?
Welcher Stein ist gar kein Stein?
Welches Bein ist gar kein Bein?
Welche Feder keine Feder?
So, nun mühe sich ein jeder!
Und wer alles finden kann,
Kriegt zum Lohne einen Mann,
Den man – ripps, rapps – essen kann.

Wie alt ist das Fußballspiel?

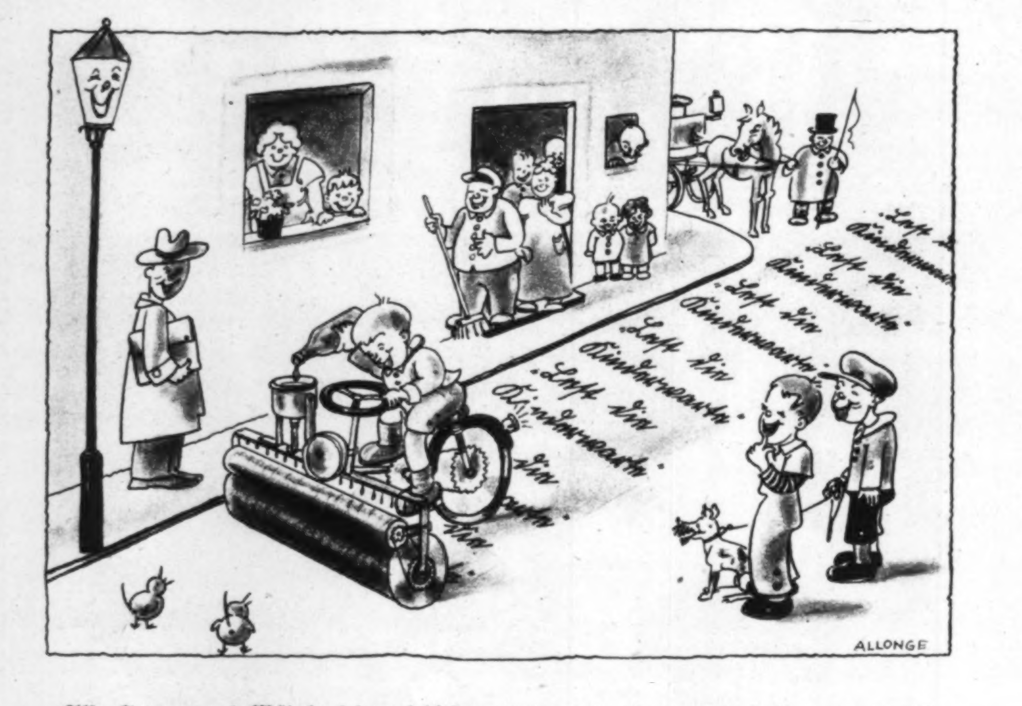
Das läßt sich nicht ganz genau sagen, aber ungefähr am Ausgang des Mittelalters dürfte es entstanden sein. Denn im Jahre 1583 wurden in England schon feste Spielregeln herausgegeben. Daraus läßt sich schließen, daß das Fußballen schon damals ein recht beliebtes und bekanntes Spiel war. Nun stellt euch aber einmal vor: die Spieler in Pluderhosen und mit aufgeschlitzten Puffärmeln, die Zuschauer mit Federhüten und langen Raufdegen und als Ball ein nach Art der Sofakissen ausgestattetes Lederdings — muß das ein Bild gewesen sein, nicht wahr?

Auflösung unserer Preisaufgabe aus Heft 9/1939

Wenn es Zensuren in Sauerkrautlatein geben würde, müßten die meisten von euch eine glatte „1" erhalten. So haben also fast alle die Botschaft des alten Chinesen richtig übersetzt: „Mäh'n Äbte Heu? Nie mäh'n Äbte Heu. Wenn Äbte mäh'n, mäh'n Äbte Gras! — Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. — Dies Ding wend' um." Alle, die genau diese Übersetzung eingesandt haben, konnten für die Preisverteilung berücksichtigt werden. Viele hatten nämlich die letzte Zeile „Dies Ding wend' um" ausgelassen. Das kostete natürlich einen Strafpunkt. Da nun mehr als sieben richtige Übersetzungen abgeliefert wurden, mußte auch diesmal das Los entscheiden. Ich stelle euch die Preisträger nun in der Reihenfolge, wie sie das Los bestimmte, vor: **Aurelia Moser** in **Graz** bekam den ersten Preis in Höhe von 10,— RM., **Friedrich Brandt** in **Stolp** (Pommern) bekam den zweiten Preis in Höhe von 5,— RM. Je einen wertvollen **Buchpreis** erhielten ferner: **Hildegard Schoen** in **Ichendorf** (Rheinland), **Franz Hausner** in **Wien**, **Doris Soltau** in **Frankfurt am Main**, **Annemarie Dobler** in **Schorndorf** (Württemberg) und **Horst Platschek** in **Berlin-Halensee**.

Allen Einsendern herzlichen Dank. Die nun diesmal keinen Preis bekommen konnten, vertröste ich auf das nächste Mal. Jedenfalls stimmt ihr mit doch alle darin bei, daß es keine größere Gerechtigkeit geben kann, als das Los. Es soll sich auch weiterhin als Glücksgöttin betätigen. F r i t z.

Unser neues Preisausschreiben



Also, Jungens und Mädels, seht euch dieses Bild einmal an! Da hat einer unserer Mitarbeiter aus eurer Schar eine großartige Idee gehabt. Er besuchte uns neulich, um sich unsere Druckerei, wo die „Kinderwarte" gedruckt wird, anzusehen. Das hat ihm so fabelhaft gefallen, daß er gleich mitmachen wollte. Aber die Drucker meinten „lieber nicht!" Da wurde er sogleich zum Erfinder und baute sich eine eigene Druckmaschine. Ihr seht sie oben abgebildet. Es ist ein Tretmobil mit Freilauf, Rücktrittbremse, Auspuff und Rückstrahler, also mit allen Schikanen. Er hat sich das Vehikel sogleich patentieren lassen! Hierzu besorgte er sich eine große Flasche Ausziehtusche — und dann ging's auf Reklamefahrt. In einer schön asphaltierten Straße druckte er „Kinderwarte" aufs Pflaster, immer wieder, damit es alle Leute, groß und klein, lesen konnten. Das hat einen Spaß gegeben. Sogar die Gaslaterne mußte lachen. Und was meint ihr, wieviele Leute sich da sagten: „Da werde ich die ‚Reichs-Elternwarte' auch bestellen, damit wir die ‚Kinderwarte' lesen können."

Aber nun kommt die Hauptsache: Ich finde diese Idee fabelhaft, aber ich bin überzeugt, daß ihr mindest ebenso gute Einfälle habt. Darum die Preisfrage: **„Was würdet ihr machen, um noch viele neue Freunde für unsere ‚Kinderwarte' zu gewinnen?"** Für die besten Einfälle setze ich diesmal **zwei erste Preise** von je 10,— RM. und **fünf zweite Preise** von je 5,— RM. und außerdem noch **zehn Trostpreise in Gestalt von je einem wertvollen, spannenden Jugendbuch aus.** Die Einsendungen müssen bis zum 20. Juli 1939 bei mir angekommen sein: **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.**

Wer macht nun mit? Wer hat den besten Einfall, wer weiß es am besten, wie wir neue Freunde für unsere schöne „Kinderwarte" gewinnen? Aus der Viertelmillion Leser unserer „Kinderwarte" müssen mindestens eine halbe werden, gelt?

Herzlich grüßt euch mit Heil Hitler!

Euer F r i t z.

Die Käsekiste

Auf ein Stück Papier werden möglichst regelmäßig zehn Reihen von je zehn Punkten untereinander aufgezeichnet. Die Mitspieler dürfen der Reihe nach zwei benachbarte Punkte durch einen waagerechten oder einen senkrechten Strich miteinander verbinden. A beginnt an der linken oberen Ecke. Jeder folgende Spieler muß an den Strich seines Vordermannes anschließen. Wer durch einen Strich ein Quadrat schließt, darf seinen Namen oder ein Zeichen hineinschreiben und noch einen Strich machen. Wer die meisten Quadrate gefüllt hat, hat gewonnen. Natürlich suchen die Mitspieler durch die Wahl des Striches zu verhindern, daß jemand ein Quadrat schließen kann. Das Spiel ist zu Ende, wenn das Blatt ganz gefüllt ist, wenn also jeder Punkt ausgenützt worden ist. Der Sieger bekommt dann einen vorher ausgemachten Preis.

A

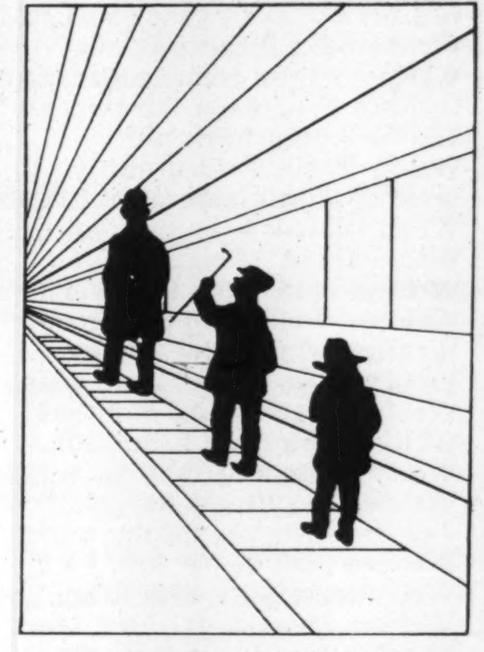
B

Spiegelzeichnen

Der Zeichner bekommt die Aufgabe, auf ein Blatt Papier irgend etwas zu schreiben oder zu zeichnen. Die zeichnende Hand und die Zeichenfläche werden durch ein Tuch oder durch ein Stück Papier oder durch Pappe verdeckt. Der Zeichner kann die Bewegungen seiner Hand und das entstehende Bild nur durch einen Spiegel beobachten, der auf dem Tisch vor ihm aufgestellt wird. Die Schwierigkeiten sind größer, als ihr alle denkt, und die entstehenden Bilder verursachen durch ihre ungeschickte Ausführung sehr viel Spaß.

Telegramm=Spiel

Ein Mitspieler nennt drei Wörter, ein Hauptwort, ein Zeitwort, ein Eigenschaftswort. Aus den drei Wörtern muß jeder ein Telegramm von höchstens zwölf Wörtern aufschreiben. Zum Beispiel: Wald — kämpfen — sieben (Telegramm: Im Wald Diebe, Jäger kämpfen mit Wilddieben, sieben verhaftet). Wer das kürzeste aber zugleich auch eindeutigste Telegramm aufgesetzt hat, darf drei neue Wörter für ein neues Telegramm nennen.



Also, Kinder, seht euch dieses Bild einmal in aller Ruhe an. Der Zeichner zeigt uns hier einen langen Gang, in dem drei Personen mit einem Abstand von etwa drei Metern hintereinander gehen. Wenn man nun richtig perspektivisch zeichnet, muß die weitest entfernteste Person im Verhältnis kleiner gezeichnet werden als die im Vordergrunde stehende. Welchen Eindruck verschafft uns nun diese Zeichnung? Wenn ihr nun einen Zirkel nehmt, dann werdet ihr feststellen, daß alle drei Personen gleich groß sind. Durch die Anordnung der Linien aber schafft der Zeichner den Eindruck, als reiche der Zwerg nicht einmal bis zur Fenstergröße, während der Riese mit seinem Kopf fast die Decke berührt. Das nennt man eine optische Täuschung, hervorgerufen durch die Linien. So gibt es viele optische Scherze, mit denen ihr euch manche vergnügte Stunde bereiten könnt. Wer weiß mehr? Ich bin sehr gespannt darauf.

Aufnahmen:
du Vinage (Wegeesch)

Die Bienenstudentin



Anschauungsunterricht an einem Modell

Der Bienenvater ist im Volksmund ein Begriff; wir denken an den Dorfschullehrer oder den Landpfarrer, die in ihren Mußestunden aus echter Liebhaberei Bienenstöcke in ihrem Garten halten und glücklich sind, wenn ihnen ihre Völker um die Ohren summen. Selten traf man früher einmal eine Bäuerin oder eine resolute ländliche Hausfrau, die sich selbst um die Bienen kümmerte. Erst in jüngster Zeit interessieren sich auch Frauen für die Imkerei. Diese angehenden Bienenmütter sind noch jung, sie denken nicht daran, aus der Bienenzucht eine Freizeitbeschäftigung zu machen, sondern sie haben sich die Imkerei als Beruf erwählt. Freilich muß gleich vorweg gesagt werden, daß in der Regel die Bienenzucht allein weder einen Menschen voll beschäftigen noch ausreichend ernähren kann. Es handelt sich also um eine Tätigkeit, die in Verbindung mit anderen erst zu einer richtigen Berufsarbeit wird, etwa zusammen mit der einer Geflügelzüchterin oder auch mit der einer Gutssekretärin oder einer Gärtnerin. Denn die Betreuung der Bienen erfordert je Volk jährlich nur etwa 10 Stunden Arbeitszeit bei festen Bienenständen, und es ist eine goldene Regel, die Bienen so wenig wie möglich zu stören. Im Winter halten sie bekanntlich völlige Ruhe, da gibt es nur etwas Arbeit mit den alten Waben, die eingeschmolzen werden zur Wachsgewinnung, da werden neue Zwischenwände und Rahmen gefertigt und andere technische Arbeiten ausgeführt.

Am meisten Arbeit machen die Bienen im Frühjahr, wenn die Sonne und der Blütenduft sie zu neuem Leben und



Der Blütenstaub der Pflanzen wird mikroskopisch untersucht



Eine neue Königin wird in einen führerlosen Bienenstaat eingesetzt



Bienenstudentinnen beim Prüfen der Brutzellen eines Bienenvolkes



Imkerinnen müssen auch gute Pflanzenkennerinnen sein. Die gesammelten Pflanzen werden gepreßt und kommen ins Herbarium

intensiver Tätigkeit lockt. Die jungen schwärmenden Völker müssen eingefangen und untergebracht werden und vorher schon ist die Auswinterung durchzuführen. Durch Füttern mit Zucker werden die Völker stark gemacht, damit sie rechtzeitig zur Blüte flugkräftig sind, denn auf der Suche nach Nektar legen die Bienen ganz erstaunliche Flugstrecken zurück. Vielfach läßt man den Bienen auch die Honigernte der ersten Tracht (meist der Obstbaumblüte) zur eigenen Erstarkung. Im allgemeinen erntet der Imker bzw. die Imkerin zweimal im Laufe des Sommers, die Qualität der Tracht wird dabei sehr weitgehend bestimmt von den Blüten, die den Bienen vorwiegend zur Verfügung standen. Wir kennen alle den Lindenblüten- und den Heidehonig, aber auch Akazien, Raps und Klee ergeben besonders guten Honig. Dunkler und herber als alle diese Sorten ist der Tannenhonig, der vor allem aus dem Schwarzwald kommt. Das Honigernten oder Schleudern ist die zweite größere Arbeit, die im Lauf des Sommers mehrmals zu verrichten ist. Dann folgt noch als dritte im Herbst das Einwintern der Bienen, wobei durch ausreichende Fütterung dafür gesorgt werden muß, daß die Bienen stark genug sind, den Winter ohne Nahrungsaufnahme überstehen zu können.

Es hört sich verhältnismäßig einfach an, was da an solch einem Bienenvolk an Arbeit zu leisten ist, aber es muß doch gesagt werden, daß ein erfolgreiches Umgehen mit den Bienen eine sehr genaue Kenntnis der Lebensweise dieser hochstehenden Insekten zur Voraussetzung hat. Die Bienen sind die einzigen Tiere, die der Mensch in jahrtausendelangem Umgang nicht hat zähmen können, und die sich in ihrem Verhalten nicht beeinflussen ließen dadurch, daß der Mensch sie in seine Pflege nahm. So hat denn auch der Mensch zu den Bienen eine ganz andere gefühlsmäßige Beziehung als zu all den Säugetieren, die als Haustiere zu seiner Umgebung gehören. Das staatlich organisierte Leben des Bienenvolkes fesselt unser Interesse und erregt unsere Bewunderung, wer aber tiefer in seine Zusammenhänge eindringen will, braucht dazu gründliche biologische Kenntnisse. Im allgemeinen bedarf es freilich keiner besonderen Vorbildung, um die Bienenzucht erlernen zu können. Wichtig ist, daß keine Ueberempfindlichkeit gegen das Gift der Bienenstiche besteht, gegen das allmählich auch eine Immunisierung eintritt.

Wie und wo erwirbt man nun die Kenntnisse, die zur Bienenzucht notwendig sind: die Kenntnis der Bienenpflege, der Honig- und Wachsbehandlung und schließlich der Bienenkrankheitsbehandlung? Zur Bekämpfung der Seuchen, die den Bestand der Bienenvölker bedrohen (unter ihnen



Das Flugloch eines Bienenvolkes wird ständig beobachtet

ist die Faulbrut die bösartigste und gefährlichste), sind von der Reichsfachschaft der Bienenzüchter sogar besondere Seuchenwarte bestellt. Es gibt, wie in so vielen Berufen, auch in der Imkerei einen Ausbildungsweg, der über die Fachschule führt, und einen, der über die Praxis geht. Die gründlichste Ausbildung gewähren die staatlich anerkannten und geförderten Schulen; hier ist an erster Stelle und als ältestes das Institut von Erlangen zu nennen, das unter Führung des Nestors der deutschen Bienenzucht

steht. Weit bekannt ist heute auch das Hannoversche Landesinstitut für Bienenforschung und bienenwirtschaftliche Betriebslehre, die Lehr- und Versuchsanstalt in Celle. Schon der Name sagt uns, daß es dort nicht nur um die Erlernung der für die Imkerei notwendigen praktischen Kenntnisse geht; mit den Methoden der Wissenschaft werden hier die Lebensbedingungen der Bienen erforscht, und es wird versucht, diese Bedingungen auch künstlich zu schaffen (wie es unsere Aufnahmen von der Wasserversorgung und von der Verpflanzung der Königin in ein fremdes

Wo fließendes Wasser fehlt, ist die Anbringung einer Bienentränke wichtig

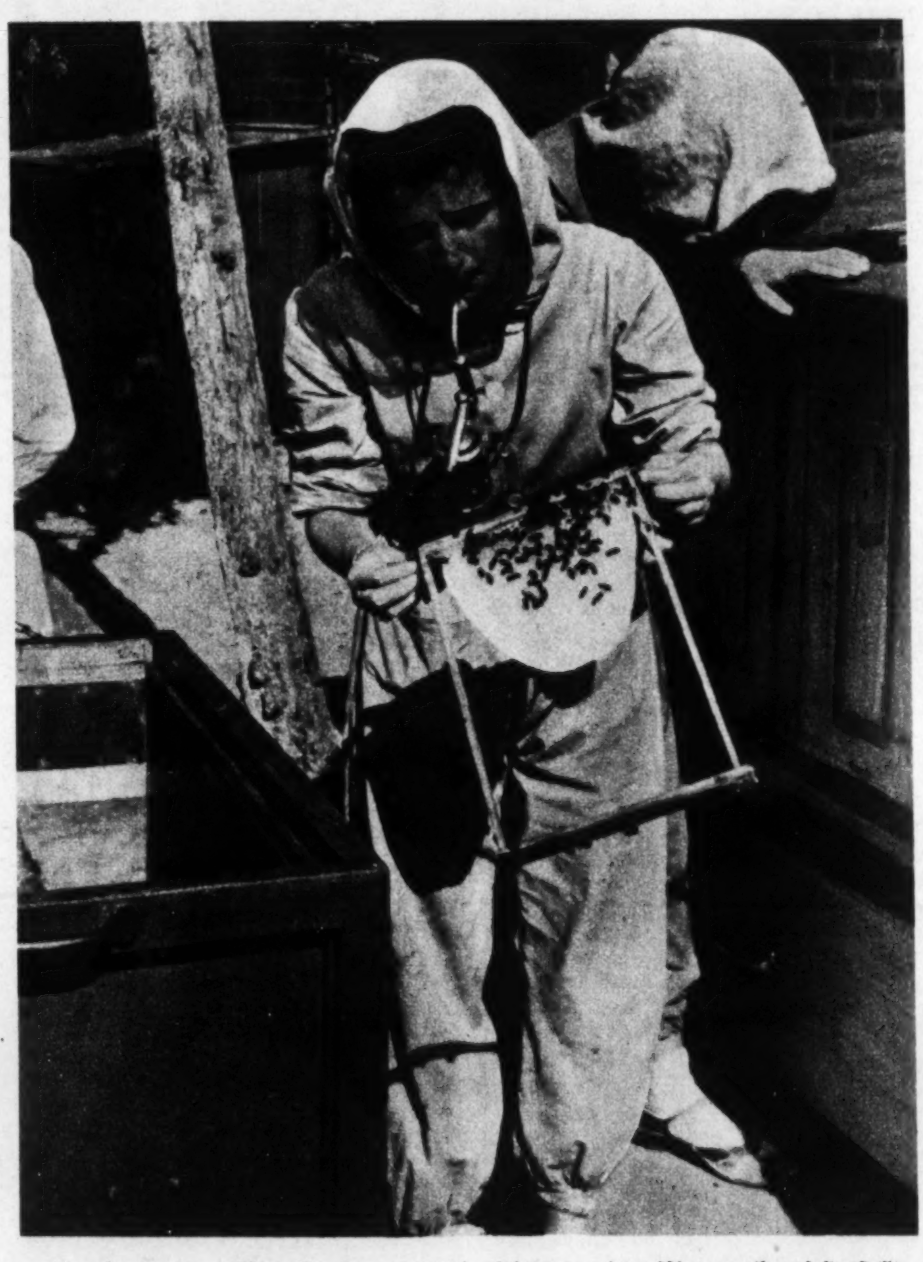
Volk zeigen). Die Lehrgänge in Celle dauern 1½ Jahre. Außer diesen führenden Schulen gibt es aber noch 16 weitere im Reich, an denen vor allem auch kurzfristige Lehrgänge abgehalten werden für all die Menschen, die die Imkerei mehr aus Liebhaberei im Nebenberuf betreiben.

Die praktische Ausbildung erhält man entweder als Praktikant an einem der genannten Institute, an dem man mindestens eine, besser noch zwei Sommerzeiten mitmacht, um dann anschließend in eine große Imkerei zu gehen. Vom gelernten Imker wird eine dreijährige Lehrzeit verlangt. Wer als kleiner Anfänger gleich selbständig sein Glück versuchen will, schließt sich nach dem Besuch eines kurzfristigen (meist viertägigen) Lehrgangs an einer Imkerschule an die Ortsfachgruppe der Imker an, durch die er Beratung und Anregung erhält. Die Ortsfachgruppen geben vielfach den Anfängern ältere Mitglieder als Paten zur Seite, die sie in der ersten Zeit mit Rat und Belehrung unterstützen.

Für junge Mädchen, die die Imkerei in Verbindung mit anderen Aufgaben in einem ländlichen Betrieb als Beruf ausüben wollen, ist der Besuch eines regulären Ausbildungslehrganges an einer staatlich anerkannten Schule am meisten zu empfehlen. Sie erhalten dort eine vielseitige, umfassende Ausbildung und damit auch die Sicherheit, die von ihnen als gelernte Imkerinnen erwartet wird. Aber auch der Weg als Praktikantin an einer Imkerschule hat seine Vorteile, und zumeist können diese Schulen anschließend geeignete Stellen in Großimkereien nachweisen. Sehr lehrreich und interessant ist es, wenigstens eine Zeit lang in einem Betrieb zu arbeiten, der mit seinen Völkern wandert und dadurch verschiedene Trachten erzielt, meist auch mehr als zwei Ernten einbringt.

Zum Schluß sei noch gesagt, daß die Imkerei keine sonderlichen Anforderungen stellt. Aengstlichkeit und Zaghaftigkeit kann man freilich im Umgang mit den Bienen nicht brauchen. Die Stiche braucht man aber auch nicht zu fürchten, weil man sich erstens durch einen kleinen Rauchapparat dagegen wehren kann und weil man ferner sehr bald immun wird, sofern nicht eine die Tätigkeit ausschließende Ueberempfindlichkeit gegen das Bienengift besteht. Wie jeder Umgang mit Tieren, so fordert auch der mit den Bienen Lust und Liebe, Sorgfalt und Zuverlässigkeit. Die große Bedeutung der Bienenzucht für den Obstbau und natürlich auch das Interesse an einer reichen Honigernte haben den Reichsnährstand veranlaßt, daß sich die Imker eingliedern; alle deutschen Bienenzüchter sind in der Fachschaft der Imker innerhalb des Reichsverbandes der deutschen Kleintierzüchter zusammengeschlossen.

Dr. Gerda Simons



An einem neuen Baurähmchen wird die Stimmung des Bienenvolkes festgestellt

Lachen und Raten

„Elschen, du bist heute wieder einmal unartig gewesen, du ißt heute allein!"
„Wirklich, Mama?"
„Ja, wirklich!"
„Den ganzen Flammri, Mama?"

*

Tante hat zwei Neffen zum Besuch. Und wie das unter vier- und sechsjährigen Jungen so vorkommt, haben sie sich wieder einmal verprügelt. Da faßt der Kleinere, der die meisten Senge bekommen hat, seine ganze Wut zusammen und sagt: „Du bist ein Schweinehund!" Der Aeltere sieht den Jüngeren daraufhin einen Augenblick an, dann geht er zur Tante und fragt: „Sage einmal, Tante, was ist ein Schweinehund?" Die Tante lächelt ein wenig und sagt dann: „Ein Schweinehund kommt im Innern Afrikas vor und ist ein hübsches, kleines, sehr gescheites Tier." Worauf der kleine Wüterich sagt: „Du bist kein Schweinehund!"

*

Hänschen geht mit seinem Vater spazieren. Auf den Straßen stehen blanke Pfützen. Natürlich kann Hänschen der Versuchung nicht widerstehen; er muß in eine Pfütze treten. Darauf der Vater: „Darfst du das?" — Mißmutig trottet Hänschen weiter neben seinem Vater her. Auf einmal fragt er: „Vater, warum trittst du denn nicht in eine Pfütze, dir kann das doch keiner verbieten?"

*

Klein-Edith hat in ihrem jungen Leben zum ersten Male einen Schornsteinfeger gesehen. Das Problem dieses schwarzen Mannes regt sie sichtlich auf. Sie weiß unerschöpflich viel Fragen, auf die die Mutter kaum noch eine Antwort weiß. Schließlich fragt Klein-Edith: „Hat der Schornsteinfeger auch eine schwarze Zunge?" „Nein", sagt die Mutter, „seine Zunge ist genau so rot wie deine." Da mustert Klein-Edith die Mutter mißtrauisch. „Woher weißt du das? Hat er sie dir schon einmal ausgesteckt?"

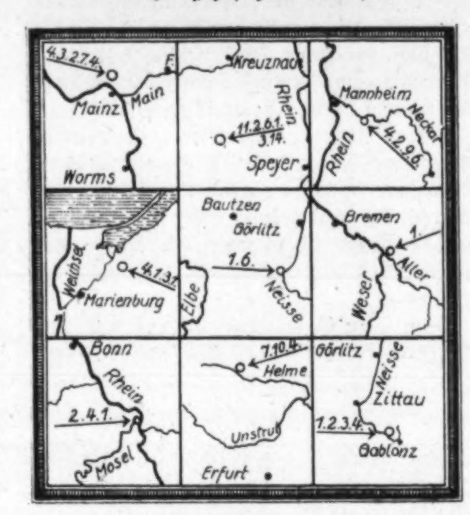
*

Klein-Edith ist mit Mutti in die Stadt gegangen. An einem Modengeschäft bleibt Mutti stehen und betrachtet mit großem Interesse die neuesten Modeschöpfungen der Schneiderkunst, die da von eleganten Wachsfiguren vorgeführt werden. Auch Klein-Edith betrachtet das Schaufenster mit all den schönen Wachsfiguren, jedoch auf seine Art. Denn plötzlich sieht sie die Mutter groß an und meint dann: „Mutti, sage einmal, hat der Vati dich auch in diesem Geschäft gekauft?"

*

Der dreijährige Peter steigt trotz wiederholter Ermahnungen immer wieder aus seinem Bettchen. Schließlich reißt der Mutter der Geduldsfaden, sie gibt ihm ein paar Klapse. Dann aber stellt sie die pädagogische Frage: „Warum hast du soeben die Klapse bekommen?" Prompt erwidert Peter: „Weil du ins Zimmer gekommen bist!"

Geographisches Rätsel



Zunächst sind die Namen der Städte, auf die die Pfeile zeigen, zu suchen. Werden den Namen die durch Ziffern bezeichneten Buchstaben entnommen und nacheinander gelesen, so ergibt sich ein Wort Hindenburgs. (ch = 1 Buchst.)

Zitaten-Rätsel

Jedem der Zitate ist ein Wort zu entnehmen. Aneinandergereiht ergeben diese acht Wörter ein neues Zitat von Scheffel.

Wer für sein Lieb nicht sterben kann, ist keines Kusses wert. (Theod. Körner.) Jedes Ziel ist Tod! Wohl dem, der ewig strebt! (Christ. Dietr. Grabbe.) Mit Taten schmückt sich Treu' und nicht mit Worten. (William Shakespeare.) Man lebt nur, wenn man schafft. (Ernst Freiherr von Feuchtersleben.) Also geht auch zugrund dies Haus, wo das Weib bleibt viel daraus. (Fischart.) Ewig jung ist, was wir lieben. (Jos. Freiherr von Eichendorff.) Fang alles an nur mit Bedacht. (Fr. von Logau.) Die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß. (J. W. von Goethe.)

*

Rätsel-Auflösungen aus Heft 13

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Leu, 4. Ahr, 5. Brandenburg, 11. Bai, 12. er, 13. Oel, 14. Koeln, 15. netto, 16. Ehren, 20. Lento, 23. Moraene, 25. Energie, 27. Deich, 28. Hai, 29. Seine, 30. Reh, 31. Arena, 33. Sen, 34. Sebu, 36. Otto, 38. Eden, 39. Flur, 40. eng, 41. Lab. Senkrecht: 1. Laden, 2. Ehe, 3. Urnen, 5. Bakterie, 6. Rio, 7. Nelken, 8. Bremen, 9. rot, 10. Geologie, 17. Hachse, 18. Reh, 19. Nehrung, 20. Leinoel, 21. Nes, 22. Tresor, 24. Oer, 26. Inn, 31. Abend, 32. Atlas, 35. Eder, 37. Tube.

Kreisrätsel. 1. Essig, 2. Fibel, 3. Turko, 4. Leine, 5. Ferse, 6. Eiche, 7. Blitz, 8. Wurst, 9. Sünde, 10. Feige, 11. Knauf, 12. Korso, 13. Goten, 14. Leder, 15. Nacht, 16. Komma, 17. Sense, 18. Schaf, 19. Zehnt. — Es gibt keine Freiheit zu sündigen auf Kosten der Nachkommenschaft. (Adolf Hitler.)

Ergänzungs-Bilderrätsel. 1. Eger, 2. Eule, 3. Elle, 4. Meer, 5. Tier, 6. Teig, 7. China, 8. Gabe, 9. Gera, 10. Laus, 11. Fuchs, 12. Null. Gleich und gleich gesellt sich gern.

Silbenrätsel. 1. Dithmarschen, 2. Erbsensuppe, 3. Ilmenau, 4. Nicaragua, 5. Ortlieb, 6. Patriot, 7. Falstaff, 8. Explosion, 9. Rohbau, 10. Hypothek, 11. Iglau, 12. Lüderitz, 13. Faulbaumrinde, 14. Teppich, 15. Diogenes, 16. Idiot, 17. Ehefrau, 18. Dompfaffe. — Dein Opfer hilft die deutsche Zukunft bauen.

„Was wollen wir jetzt für ein Lied singen?" fragt die Lehrerin ihre kleinen Abcschützen. Da schwirrt es ihr auch schon von allen Seiten entgegen, wobei es sich nicht in jedem Fall um eins der hübschen Kinderlieder handelt. Es sind sogar schon „Schlager" darunter. Da sie uns so nicht einigen kann, schlägt „Fräulein" vor, daß sie das alte aber immer wieder schöne Lied singen: der Frühling naht mit Brausen.
Da gewahrt sie ein kleines Lockenköpfchen, das sinnend vor sich hin sieht. Sie spürt förmlich, wie es sich mit einem schweren Problem beschäftigt. Plötzlich fährt es hoch und fragt: „Sage, Fräulein, bringt der Frühling nun rote oder grüne Brausen?"

*

Die Lehrerin hatte in der Oberklasse zu tun und kam mit Büchern schwer beladen aus dem Oberstock. Vor der „Kleckerklasse" steht Olga mit ihrem Schulränzchen. Höflich fragt die Lehrerin: „Kleines Fräulein, könnten Sie mir einmal die Tür aufmachen?"
Da platzt die kleine Sechsjährige heraus: „O bitte, aber du kannst zu mir ruhig du sagen!"
Was denn in Zukunft auch geschah.

*

Marianne ist manchmal etwas rangenhaft. Nach bewährter Erziehungsmethode wird sie mit dem artigen einjährigen Brüderchen verglichen, natürlich sehr zu ihrem Nachteil. Da meinte Marianne eines Tages: „Wie ich ein Baby war, da war ich auch so artig. Jetzt geht das nicht mehr."

*

Das dreijährige Lenchen betrachtet ihre Tante sehr aufmerksam. Plötzlich ruft sie aus: „Tante Marie, du siehst aus wie ein Krokodil!" Die ein Jahr ältere Schwester ist scheinbar ganz entsetzt über diese unartige Bemerkung der kleineren Schwester und sagt zu deren Entschuldigung: „Tante, das Lenchen ist noch sehr dumm, die kann ein Krokodil noch nicht von einem Kamel unterscheiden."

*

Nach der Urlaubsreise unterhalten sich die Eltern über das Wetter, das sie hatten. Da meinte der Vater: „So viele Gewitter, wie dieses Jahr, habe ich noch nie erlebt. Wo mögen die alle herkommen?" Da meldet sich Werner, der Sprößling: „Ich weiß es, Vater, die Gewitter kommen alle aus den Knochen des alten Schäfers in Deep!" Als der Vater ihn zweifelnd ansieht, setzt er hinzu: „Doch, er hat mir neulich gesagt, daß ein Gewitter ihm acht Tage vorher schon in den Knochen läge!"

*

Die Großmutter ist zu Besuch gekommen und wird von dem dreijährigen Kurt nach allen Regeln der Kunst ausgefragt. „Hast du auch ein Kind?" fragt er. „Ja", sagte die Großmutter, „deine Mutti ist mein Kind und du bist mein Enkelkind." Darauf ist Kurt sehr verblüfft, denn den Begriff Enkelkind hat er noch nicht kennengelernt. Er stürmt darum zu seiner Mutti in die Küche und ruft: „Denk dir mal, Mutti, die Oma sagt, ich bin ein Engelskind!"

Anzeigenschluß für die Nummer 16 ist am 26. Juni 1939

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1, Fernruf 22 91 51, Postscheckkonto: Berlin 1690 40. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. DA. I. Vj. 1939: 131 945. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2


159
1088
Dr.Becker
Meysenbugschule